

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Deutsche Internierten-Zeitung

Bern, 1916

Deutsche Internierten-Zeitung. Bern, 10. Januar 1919. Heft Nr. 106.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7160

Deutsche Internierten Zeitung

Nr. 106

Herausgegeben in Bern mit Genehmigung
des schweizerischen Armeearztes von der
Deutschen

Kriegsgefangenen-Fürsorge
Bern, 10. Januar 1919 / Preis 80 Rp.

Zuschriften betr. Inserate und Bezug sind zu richten an die
Geschäftsstelle der Deutschen Internierten-Zeitung
Bern, Optingenstraße 52 / Fernsprecher 5419 / Postscheckkonto Bern Nr. III, 2430

INHALT:

Die Entlastung der deutschen Kriegs-
finanzen durch die Vermögensabgabe.
Gemeinnützige Wohnungs-Fürsorge der
Stadt Zürich.

Wissenschaft.

Deutsche Weihnachten im Lichte der Mytho-
logie und Kulturgeschichte.

Kunst.

Auf dem Turm.
Das monumentale Wandbild.

Der unmoderne Mensch.
Unser Loos (Gedicht).

Aus Büchern und Schriften.

Aus den Büchern.
Aus den Zeitungen.

Von den Internierten.

Basel. / Bergün. / Davos. / Ermatingen. /
Bad Schinznach. / Weggis.

Todes-Anzeige.

Fern von der Heimat, für die er gekämpft und in jahrelanger Kriegsgefangen-
schaft gelitten, verstarb am 14. Dezember im Bezirksspital in Brugg, von der Grippe
hinweggerafft, unser treuer Kamerad

der preussische Leutnant der Reserve des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 5

Herr Hermann Kleine.

Alle, die den Entschlafenen gekannt haben, werden ihn, dessen frisches, freund-
liches Wesen und edler uneigennütziger Charakter ihm nur Freunde erworben hatte,
schmerzlich vermissen und ihm allzeit ein treues Gedenken bewahren.

1035

Bad Schinznach, den 16. Dezember 1918.

Namens der in Bad Schinznach
internierten deutschen Offiziere
von Weihe, Hauptmann.

Alfred Ringer / DIE ENTLASTUNG DER DEUTSCHEN KRIEGSFINANZEN DURCH DIE VERMÖGENSABGABE.

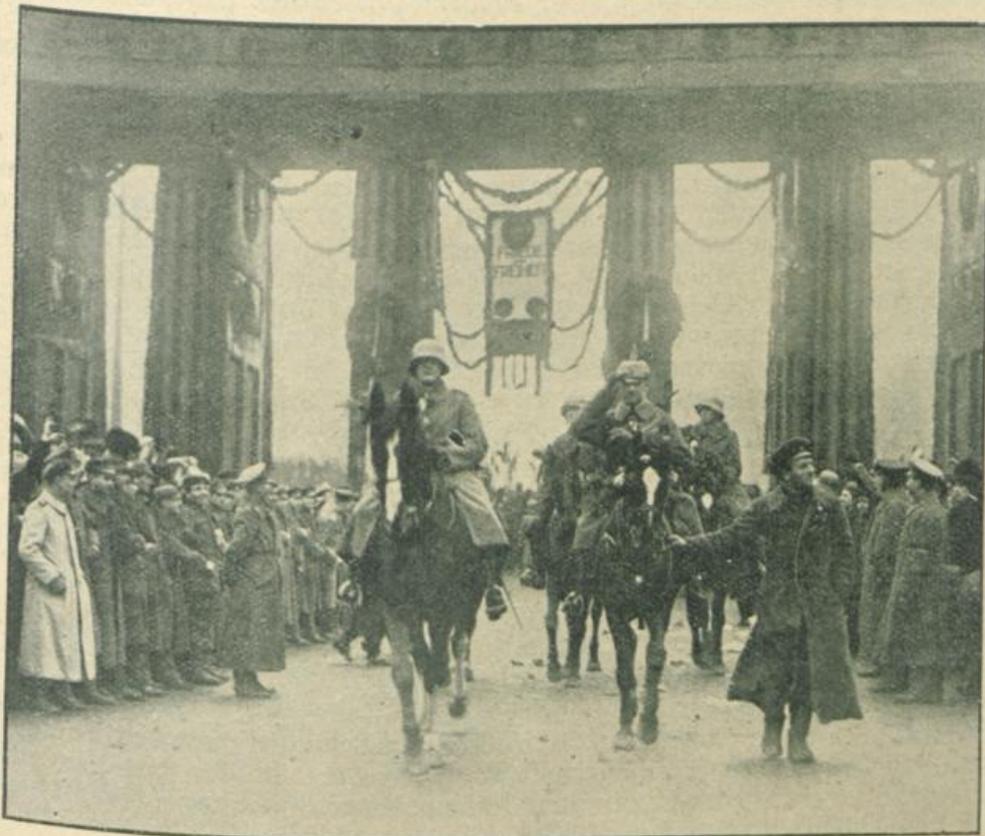
Die Frage der Deckung der Kriegsschulden und die Beschaffung der Steuern nach dem Kriege hat für das Wirtschaftsleben des deutschen Volkes, aber auch für seine zukünftige politische Stellung eine außerordentliche Wichtigkeit. Eine Flut von Literatur beschäftigt sich mit dem Gegenstand, aus allen politischen und wirtschaftlichen Lagern kommen Vorschläge. Ihren bedeutendsten Niederschlag hat diese Literatur bisher in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik (Band 156 I und II)

gefunden; daneben sind von besonderem Interesse das Buch von Jastrow „Gut und Blut fürs Vaterland“ und wegen der Neuheit seiner Ideen das Werk des österreichischen Sozialisten Goldscheid „Staatssozialismus oder Staatskapitalismus“.

Wir wollen uns im Folgenden mit dem heißumstrittensten Problem befassen: Der einmaligen Vermögensabgabe macht, ist ohne Sinn, ist wider die Logik und die Zweckmäßigkeit einer wissenschaftlichen Ausdrucksweise“.

Das Wort, das dem großen Publikum die Sache am nächsten bringt, hat Jastrow geprägt, wenn er von einem Vermögensopfer spricht. Wissenschaftlich richtiger wäre es aber von einer Tilgungssteuer zu sprechen, unter der wir mit Dietzel eine Abgabe verstehen, die mittels einmaliger, schwerer Belastung der Vermögen dem Reiche die sofortige Rückzahlung einer großen Quote der Kriegsschuld — etwa 50 Milliarden — ermöglichen soll. Im Gegensatz zur Tilgungssteuer steht dann die Schuldendienststeuer, unter der wir die zwecks Verzinsung und allmählicher Amortisation erforderliche Steuer verstehen.

Der Plan einer Vermögensabgabe scheint an Neuheit und Kühnheit alles bisher Dagewesene zu übertreffen, und doch ist er geschichtlich kein Novum. Die Abhandlung des Freiburger Nationalökonom Karl Diehl „Die einmalige Vermögensabgabe“ (Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. 156 I) weiß von drei solchen Vorschlägen zu berichten. Als nach dem Spanischen Erbfolgekrieg, der für England Kriegskosten in einer Höhe von 43,5 Mill. Pfd. Sterling angewachsen war, überreichte Hutcheson dem Parlament den Plan einer einmaligen Vermögensabgabe zur sofortigen Abbürdung der Kriegsschuld. Zur Verzinsung und Tilgung der Schuld von 55 Mill. Pfd. Sterling brauchte man 3300000 Pfd.



Die Rückkehr der Truppen nach Berlin: Die Spitze des Zuges am Brandenburger Tor.

Vermögensabgabe oder wie Jastrow es nennt dem „Vermögensopfer“. Schon über das Wort „Abgabe“ herrscht Streit. Der bekannte Nationalökonom Gustav Cohn will in ihr nichts weiter sehen als eine Vermögenssteuer, denn „daß die Höhe des Betrages oder die Einmaligkeit aus der Vermögenssteuer eine Vermögens-

Sterling im Jahr; bei den 7 Mill. Einwohnern, die England damals hatte, bedeutet das ein Anteil an der Staatsschuld auf den Kopf der Bevölkerung von etwa 9 Pfd. Sterling = 180 Mark. Beachtet man ferner, daß der Wert des Geldes etwa drei- bis fünfmal höher war als heute, so steigt dieser Anteil an heutigen Verhältnissen gemessen auf 540–900 Mark auf den Kopf. Die englischen Politiker und Nationalökonomien waren stark beunruhigt. Wie sollte man mit dieser Schuld fertig werden, wer sollte die Zahlung der Zinsen gewährleisten, wer den Bankrott verhüten? In diese Zeit fällt der Plan Hutchesons. In einer bewegten Sitzung des Unterhauses besprach er die traurige Finanzlage des Landes. „Wir sind ein bankrottetes Volk, unfähig selbst in Friedenszeiten zu bestehen, ohne uns in neue Schulden zu stürzen. Haben wir schon den letzten Krieg nicht länger führen können, wieviel mehr wäre das bei dem Ausbruch eines neuen der Fall.“ Er fährt fort, daß man zur Ausheilung einer Gangrän, die 25 Jahre lang den Körper zerfressen habe, auch vor einem starken Mittel nicht zurückschrecken dürfe. Im Privatleben habe man den Grundsatz, daß man nicht mehr als sein jährliches Einkommen verbrauchen sollte, und den ferneren Grundsatz, daß man eine lästige Schuld nicht lange fortschleppen, sondern sie durch Verminderung des Kapitals beseitigen sollte. So sei es auch im Staate. Auf Grund der Voraussetzung, daß die Staatsschuld die summierte Schuld aller Staatsbürger sei, kommt er zu dem Vorschlage, daß auch die Staatsschuld aus den Vermögen aller zu tilgen sei. Er schlägt eine Dezimierung der Vermögen vor. Ein Zehntel seines Vermögens soll jeder dem Staate geben. Da das Hauptvermögensobjekt damals Grund und Boden war, der zum größeren Teil fideikommissarisch gebunden war, so möge diese fideikommissarische Bindung durch Parlamentsbeschluß insoweit aufgehoben werden, daß jeder Eigentümer in der Lage sei, ein Zehntel seines Bodens zu verkaufen, um sein Anteil an der Staatsschuld bezahlen zu können. Der Vorschlag Hutchesons wurde vom Parlament abgelehnt. Zinsreduktion und Tilgungsfond sollten die Regulatoren der Staatsschuld werden. Aber sie erfüllten ihren Zweck nur unvollkommen, die Staatsschuld schwoll mehr und mehr an. Nach dem Napoleonischen Kriege betrug sie 800 Mill. Pfd. Sterling = 16 Milliarden Mark; die Kopfquote dieser Schuld würde unter Berücksichtigung des damals höheren Geldwertes und der geringen Volkszahl an unsere Staatsschuld fast heranreichen. „Die Steuer nahm mehr als den vierten Teil der Gesamteinkünfte der Bürger hinweg.“ Damals, unter dem Eindruck dieser enormen Schuldenlast, machte David Ricardo den Vorschlag einer einmaligen Vermögensabgabe. Ricardo ist einer der hervorragendsten Nationalökonomien aller Zeiten; Ricardo, schreibt Gide, ist der größte Namen der Nationalökonomie und kommt gleich nach Adam Smith. Sicher ist er der größte Theoretiker; aber nicht nur Theoretiker ist er, sondern auch ein erfolgreicher Geschäftsmann und Bankier. Das Beispiel, mit dem Ricardo seinen Plan erläutert, ist folgendes: „Ein Mann, der ein Vermögen von 10000 Pfd. Sterling besitzt, die ihm jährlich ein Einkommen von 500 Pfd. Sterling abwerfen, von dem er aber jedes Jahr 100 Pfd. Sterling für Schuldzinsen zahlen muß, besitzt in Wirklichkeit nur 8000 Pfd. Sterling. Er würde eben so reich sein, einerlei, ob er fortführe, jährlich 100 Pfd. Sterling zu zahlen oder ein für allemal 2000 Pfd. Sterling zu opfern. Mit sehr scharfsinnigen Argumenten spricht Ricardo für den Plan einer Vermögensabgabe, aber er sieht auch voraus, daß dieser Plan nicht Wirklichkeit werden wird. „Wir haben, schreibt er, weder Weisheit noch Tugenden genug, um ihn anzunehmen.“

Auch zur Abbürdung der hohen französischen Kriegsschulden nach dem Kriege 1870/71 wurde der Vorschlag einer einmaligen Vermögensabgabe gemacht. In der Nationalversammlung vom 18. März 1872 wurde von Carayon-Latour und Philippoteaux ein Antrag auf Einführung einer Extrasteuer auf das bewegliche und unbewegliche Kapital von $3\frac{1}{2}$ –5% eingebracht. Die Budgetkommission hat den Plan verworfen. Leroy-Beaulieu, der bekannte französische Finanzwissenschaftler, hat ihn vom volkswirtschaftlichen und steuertechnischen Standpunkt heftig bekämpft. Die volkswirtschaftlichen Bedenken hätten sich zwar überwinden lassen, wie Diehl bemerkt, die steuertechnischen Bedenken unter den besonderen Verhältnissen des damaligen Frankreichs seien aber so durchschlagend gewesen, um den Plan scheitern zu lassen. „Ganz Frankreich oder wenigstens drei Viertel Frankreichs würden auf diese Weise in die Hände der Steuereintreiber geliefert.“

Wenn schon nach diesen Kriegen Stimmen laut wurden, die eine Vermögensabgabe forderten, um die Kriegsschuld abzubürden, so ist es nicht zu verwundern, wenn in diesem Weltkriege mit seiner Schuldenlast, die alles Frühere übersteigt, ähnliche Forderungen laut werden. Ein heftiger literarischer Kampf für und gegen die Vermögensabgabe ist entbrannt. Hier unbeirrt die Wahrheit suchen, ist heilige Pflicht. Hängt doch von der Entscheidung die ganze wirtschaftliche Zukunft des Vaterlandes ab.

Ehe wir in die Erörterung eintreten, wollen wir uns ein Bild machen von der Höhe der deutschen Kriegskosten und der Größe der deutschen Kriegsverluste. Die deutsche Kriegsschuld stellte sich am 1. März 1918 nach einer Äußerung des Grafen Posadowsky auf 125 Milliarden Mark. Jedes neue Kriegsjahr erhöht dessen Betrag um 45–50 Milliarden Mark, einbegriffen alle Wiederauftragungsaufgaben, Witwen-, Waisen- und Invalidenfürsorge. Nehmen wir an, daß die Kriegskosten einschließlich der Kosten für die Demobilisierung und eingerechnet eine noch zu erwartende Anleihe von etwa 15 Milliarden Mark sich auf ungefähr 175 Milliarden Mark belaufen dürften, so

wird für die Verzinsung und Tilgung dieser Schuld jährlich der Betrag von 11–12 Milliarden Mark aufzubringen sein, wenn wir einen 5% Verzinsungs- und nur 1% Tilgungssatz annehmen. Dazu kommt der ordentliche Friedensetat von rund 4 Milliarden Mark, sodaß die Reichseinnahmen auf den 3½fachen Betrag dessen heraufschnellen müßten, was vor dem Kriege Reich und Bundesstaaten zusammen aufbrachten.

Decken sich nun diese errechneten Kriegskosten mit den tatsächlichen Zahlen? Wenn nicht, so müssen wir uns fragen: Was von den Kriegskosten hat sich wieder zu Volksvermögen verdichtet, was von ihnen ist buchstäblich in Pulver und Rauch aufgegangen? Was ging über die direkten Kriegskosten hinaus der Volkswirtschaft verloren? Die Stellungnahme zu diesem Problem ist in Deutschland verschieden. Die extremsten Richtungen sind: Die optimistische, die überhaupt keine Verluste an Volksvermögen zugeben will, und die man am besten mit ihrem Schlagwort bezeichnen kann: „Das Geld bleibt im Lande“ — und die pessimistische, die den Staatsbankrott herannahen sieht. Die Vertreter des Mittelweges scheinen mit ihren Ansichten durchzudringen.

Die Theorie vom geschlossenen Kreislauf des flüssigen Kapitals, die von amtlichen Stellen wie der Reichsbank häufig vertreten wurde, begründet ihre Ergebnisse mit der unbestreitbaren Tatsache, daß die gesamte deutsche Kriegsschuld dem Reiche von deutschen Bürgern dargeliehen und schließlich nationalökonomische

weniger gebildete Bürger hat dafür die treffende Formel gefunden: Das Geld bleibt im Lande.

Scharf wendet sich Diehl gegen diese Auffassung. Er weist nach, daß in dieser Theorieüber den „Kreislauf des flüssigen Kapitals“ eine Reihe theoretischer Irrtümer enthalten sind. Der Grund-



Die Rückkehr der Truppen nach Berlin: Ebert begrüßt die heimkehrenden Vaterlandsverteidiger.

fehler ist die ständige Verwechslung der Gelderscheinungen mit den Erscheinungen der realen Güter, die erst durch das Geld in Bewegung gesetzt werden. „Nicht ob das Geld im Lande bleibt ist das Wesentliche, sondern es kommt vor allem auf den Verwendungszweck an, dem das Geld gedient hat.“ Das Geld bedeutet lediglich Kaufkraft, ist nur Tauschmittel bei den Güterübertragungen, von Bedeutung ist es, ob diese Güter das Volksvermögen produktiv gestärkt haben oder ob sie sofort aufgebraucht sind. Mit Diehl müssen wir zugeben, daß das Geld, das mit Hilfe der Kriegsanleihen in Form von Löhnung an die Soldaten oder in Form von Arbeitslöhnen an die Munitionsgüterarbeiter gezahlt wurde, für Arbeitsleistungen hingegeben ist, die der sonstigen nutzbringenden, Dielh weist da besonders auf die entstandenen Salpeterfabriken und Ersatzindustrien hin. Aber zum größten Teil sind die Ausgaben gemacht worden zur Vernichtung materieller Güter. Einem höheren Zweck mußten Opfer gebracht werden: „Der Verteidigung der Heimat, der Existenz der Nation.“ Um die Kontinuität unserer Wirtschaft für die Dauer zu gewährleisten, mußte sie zeitweise unterbrochen werden und viele Industrien mußten ganz ruhen, weil die Arbeit und die Rohstoffe dem wichtigsten Zwecke, der politischen Erhaltung unseres Vaterlandes, geopfert werden mußten. „Die Fabrikate also, die zu Kriegszwecken hergestellt wurden, wie Munition, Waffen, Geschütze, Uniformen, Kriegsschiffe, Kriegsmaterial jeder Art, sind für anderweitige volkswirtschaftlich produktive Verwendung endgültig verloren gegangen; es hat also nicht nur eine Vermögensverschiebung, sondern auch eine Vermögensverzehrung im größten Maßstabe stattgefunden.“

Wenn wir diese Verluste genauer umschreiben wollen, so müssen wir zunächst an die Milliarden denken, die für reine Kriegsausgaben gemacht worden sind. Ferner ist der Grund und Boden in seiner Ertragsfähigkeit durch ungenügende Bearbeitung stark gemindert; die Viehbestände sind verringert, die Forsten zum Teil abgeholzt. In der Industrie sind Rohstoff- und Fabrikatlager so ziemlich erschöpft, selbst private Vorräte sind vielfach beschlagnahmt und verbraucht. Fabriken, Eisenbahnen, Straßen und Häuser haben infolge von Unterlassung von Reparaturen eine bedeutende Wertminderung erfahren. Hier sind Produktionsmittel im Werte von Milliarden verschollen. Passiva sind weiter alle ins Ausland abgestoßenen Forderungen, dort aufgenommene Schulden, alle Beschlagnahmen deutschen Eigentums im Ausland; endlich die Verluste der Handelsmarine, sowie die Kriegsverwüstungen in Ostpreußen. Ganz absehen müssen wir von den unberechenbaren quantitativen Verlusten an Menschen.

An Aktivposten stehen dem gegenüber die Beschlagnahme feindlichen Eigentums in Deutschland und den besetzten Gebieten, deren agrare und industrielle Nutzung, die Vorschüsse an die Verbündeten, von denen sich heute kaum noch sagen läßt, was wir davon wiedersehen, und schließlich die Schaffung der schon erwähnten Ersatzindustrien.

Ziehen wir die Bilanz, so sehen wir, daß das deutsche Volksvermögen zwar nominell seinem Geldwert nach gestiegen ist, was lediglich eine Folge der außergewöhnlichen durch den Krieg hervorgerufenen Verhältnisse ist, zum Teil durch das Sinken des Geldwertes, teilweise durch die Schaffung der zahlreichen Geldausgaben verursacht. „In Wirklichkeit aber ist das deutsche Volksvermögen um alles geschmälert worden, was in unproduktiver Weise aufgezehrt werden mußte.“

Wie sollen nun die Kriegsschulden bezahlt werden? Wie soll das verlorene Volksvermögen ersetzt werden?

Drei Ziele sind zu erreichen, um diese beiden Forderungen zu erfüllen: Rekapitalisation ist das Lösungswort für die Erneuerung, Wiederherstellung und Auffüllung des Produktionsapparates und des Gütervorrates, Rationalisierung der Arbeit für den Ersatz des unproduktiven Kriegsausfalls, Ausgleich der Vermögensverschiebungen für die Verschuldung des Staates an die Kriegsgewinner und Krieganleihebesitzer. Diesen drei Faktoren muß die künftige Steuerpolitik gerecht werden, um der wirtschaftlichen Entwicklung Helfer sein zu können.

Zur Finanzreform stehen uns vor allem zwei Wege offen: Die sofortige Abbüderung eines Teiles der Schuld mit mäßiger anderweitiger Steuerbelastung verbunden oder jährlich unerträglich drückende Steuern.

Es ist ein elementarer Satz der Steuerlehre, daß die beste Quelle aus der die Steuer geschöpft werden müsse, das Einkommen und nicht das Vermögen der Bürger sein solle, da das Vermögen bei den einzelnen Vermögensbesitzern verschiedene Erträge brächte, also keinen Maßstab für die Leistungsfähigkeit gäbe, vor allem aber deshalb nicht herangezogen werden dürfe, weil es die eigentliche Quelle der produktiven Kraft der Volkswirtschaft sei. Zweifellos hatte diese Beweisführung einst ihre Berechtigung, sagt Diehl, aber heute, wo es sich um die dauernde Gesundung der Finanzen des Reichs handelt, muß sie zurücktreten, wenn sie auch genau beobachtet und geprüft werden muß. Wir können Diehl durchaus zustimmen: von Doktrinen, so gut sie in normalen Zeiten sein mögen, müssen wir uns heute frei machen, wenn wir unbeirrt den richtigen Weg finden wollen.

Je höher sich die Schuldenmassen des Reichs türmten, umso energischer brach sich der Gedanke einer allgemeinen, einmaligen Vermögensabgabe Bahn. Der Reichstagsabgeordnete Stresemann sprach sich dahin aus, daß ein Ende mit Schrecken besser sei, als ein Schrecken ohne Ende. Andere Stimmen folgten.

Schluß folgt.

Hptm. d. R. Wehl, Kgl. Reg.-Baumeister a. D. / GEMEINNÜTZIGE WOHNUNGSFÜRSORGE DER STADT ZÜRICH.

Gelegentlich eines leider nur allzu kurzen Urlaubes verdanke ich der lebenswürdigen Auskunft einiger Herren der Stadtbauverwaltung einen Einblick in die neueste Wohnungsfürsorge der Stadt Zürich, welche in technischer, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht viel des Bemerkenswerten und Vorbildlichen aufweist.

Ähnlich wie in Deutschland lag die private Zürcher Bautätigkeit trotz mäßiger, ja billiger Bodenpreise schon seit Jahren aus mannigfachen, hier nicht näher zu erörternden Gründen darnieder. Daher entstanden u. a. bereits früher im Industrieviertel (Limmatstraße)

$$\text{ein Quartier für 225} = \frac{\begin{array}{|c|c|c|} \hline 40 & 149 & 36 \text{ Wohnungen} \\ \hline \text{mit 2} & 3 & 4 \text{ Zimmern} \\ \hline \end{array}}{\text{Wohnungen}}$$

in 4-geschossiger Randbebauung mit einem fünften zur Hälfte ausgebauten Dachgeschoß*). Ferner als Dienstgebäude der städtischen Straßenbahn

$$\text{ein Quartier für 44} = \frac{\begin{array}{|c|c|c|} \hline 4 & 36 & 4 \text{ Wohnungen} \\ \hline \text{mit 2} & 3 & 4 \text{ Zimmern} \\ \hline \end{array}}{\text{Wohnungen}}$$

als 3-geschossige Reihengruppe mit einem vierten ausgebauten Dachstock*). Eine Gartenstadtgenossenschaft erstellte sodann mit Unterstützung der Stadt Zürich an der Rothstraße eine Gruppe von teils frei, teils gruppenweis angeordneter Einfamilienhäusern von meist je 5 Zimmern*). Ab 1910 erstand eine städtische Mittelstandsiedelung im Riedtliquartier für 300 (meist 3 und 4 Zimmer-) Wohnungen. Deren letzte Baugruppe ist zur Zeit noch im Bau. Hinsichtlich ansprechender Architektur und freundlichen Gesamteindrucks lassen diese Siedelungen nichts zu wünschen übrig. Auffallenderweise hat man sowohl hier, als bei den später erstellten kleinen Wohnungen, selbst bei 2- und 1-Zimmerwohnungen die Einführung sogenannter „Wohnküchen“ vermieden, von der man sich in Deutschland bisher so viel versprach. Alle Angaben über die Wohnungsgröße beziehen sich daher lediglich auf die Zahl der wirklichen Wohnzimmer.

Anfang 1918 wurde der Zürcher Zuwachs an Familien seit Kriegsbeginn auf 5834 ermittelt, wovon nur knapp 8% auf Ausländer entfielen. Ferner wurden 855 internierte Kriegsgefangene, darunter 164 Studierende und 51 Haushaltungen, ferner Ende 1917 5519 von „tolerierten Schriftenlosen“ (d. h. Nichtschweizern) nicht weniger als 97% Refraktäre (geflüchtete Wehrpflichtige) und Deserteure nachgewiesen. Die Wohnungsknappheit veranlaßte daraufhin zu weiteren erfolgreichen Beschlüssen der stimmfähigen Bürger, u. a. zugunsten 3 neuer Siedelungen: Außersihl mit 187 Wohnungen, darunter

2	16	147	22 Wohnungen
mit 1	2	3	4 Zimmern

in 4 Geschossen, Nordstraße mit 69 3- und 57 2-Zimmerwohnungen in 3 Geschossen, Rebhügel mit 90 2- und 96 3-Zimmerwohnungen. In letzterem Falle wurde beim Planwettbewerb zugleich ein verbindlicher Kostenanschlag gefordert, sodaß den Preisträgern gleichzeitig die volle Verantwortung für die Bauausführung oblag. Das ist ein überaus zweckmäßiges, zu schneller Verwirklichung praktisch brauchbarer Projekte führendes Verfahren, bei dem äußerlich bestechende, aber wirtschaftlich unausführbare Pläne von vornherein ausgeschieden werden.

Jedoch handelte es sich in keinem der Fälle, wenigstens nach deutscher Auffassung, um eigentliche Kleinwohnungen für die wirtschaftlich schwächsten Schichten, wie auch die Mietpreise der folgenden Tabelle zeigen:

Lage	Baukosten pro 1 cbm umbauten Raumes	Mietansätze in Franken f. Wohnungen mit					Verzinsung des Anlagekapitals	Geschätzter jährl. Fehlbetrag Fr.
		1	2	3	4	5 Zimmern		
Riedtli (I.—III. Baugruppe 1911/15)	32,90 Fr.	—	624	832	1040	1248	5,2%	—
Außersihl (1918/19)	48,35 Fr.**)	400	550	750	950	—	4,07%	67 800
Nordstraße (1918)	60—61 Fr.**)	—	550	750	—	—	4%	42 900
Rebhügel (1918/19)	61,30 Fr.**)	—	550	750	—	—	3,86%	83 250

In den Gemeindevorlagen wird betont, daß auf Grund der veranschlagten Baukapitalien z. B. für Rebhügel bei 6,5% Verzinsung der Mietpreis***) 930 bzw. 1260 Fr., für Nordstraße bei 6% 845 bzw. 1135 Fr., bei Außersihl um 48% mehr als in der Tabelle betragen müßte. Dem Stadtsäckel, also der Allgemeinheit, werden somit (vgl. die letzte Spalte) ganz erhebliche Opfer zugemutet, ungeachtet, daß es sich überwiegend fast schon um eigentliche Mittelstandheime gut bezahlter Leute handelt, denen außerdem keinerlei Abvermietung gestattet ist. Hier sei auch die Bemerkung gestattet, daß die 2-Zimmerwohnungen für kinderreiche Familien schwerlich genug Platz liefern. Die Lösung dieser Frage ist leider schon längst durch hohe Baulöhne und Baukosten in allen größeren Städten immer schwieriger geworden.

In allen Fällen ist ausschließlich Randbebauung der Blöcke mit großen Innenfreiflächen gewählt. Aus den Gemeindevorlagen ergibt sich ferner als von Interesse für weitere Betrachtungen:

	Bruttofläche qm	Erwerbspreis 1 qm = Fr.	Landerwerb Fr.	Regelungskosten Quartierstraßen, Höfe usw. Fr.	Reine Baukosten Fr.	Gesamt- Voranschlag
Riedtli	39 600	18=21****)	723 806	44 000****)	4 412 515	5 260 000
Außersihl	14 737	(z. Teil bereits geregelt)	144 300	224 000	3 031 000	3 500 000
Nordstraße	13 000	9	128 000	102 000	1 823 000	2 100 000
Rebhügel	17 800	9,20 rd. 8	142 000	227 400	2 693 540	3 150 000

*) Näheres vgl. „Schweizerische Baukunst“ 1909, Heft XI.

**) Die Ansätze basieren auf den Voranschlägen; in Wirklichkeit werden sie noch um 10—30% überschritten werden! Der Zuschuß der Stadt (vergl. letzte Spalte) wird dann noch entsprechend höher werden müssen.

***) Für 2 und 3 Zimmerwohnungen.

****) Die umliegenden Strassen waren zumeist bereits ausgebaut. Daher der verhältnismäßig hohe Landpreis von 18 bzw. 21 Fr. und die niedrigen Regelungskosten = nur 44000 Fr.

Die Rohlandpreise erscheinen ziemlich hoch, selbst wenn man bedenkt, daß außer den Quartierstraßen (nur 20–25% der Flächen) keine oder nur unwesentliche verteuern Landopfer für Abtretungen an den umgebenden Randstraßen erforderlich waren. Außerdem werden in Zürich die Randstraßen als Verkehrsstraßen betrachtet und als solche zu allgemeinen öffentlichen Lasten, und nur die „Quartierstraßen“ zu Lasten der Grundeigentümer ausgebaut. Hier war es durch billige Befestigung der Quartierstraßen und z. B. bei Außersihl durch Übernahme eines beträchtlichen Teiles auch von deren Regelungskosten auf öffentliche Verkehrslasten, trotz recht hoher Erwerbspreise möglich, noch erhebliche Blockinnenflächen als Spielhöfe oder Gärten auszuscheiden. Mindestens mußten jedoch 3 Geschosse errichtet werden. Reihenhausbau, oder gar Einfamilienreihen- oder Doppelhäuser, geschweige denn freistehende Eigenheime verboten sich naturgemäß aus wirtschaftlichen Gründen von selbst. Rechnet man doch auch in Deutschland für kleinste Reihenhäuser bei Baustellen von 5 bis 6 m Front und 25 bis 30 m Tiefe = 125 bis 200 qm mit einem wirtschaftlich zulässigen Höchstpreis von M. 6 bis 8, allenfalls 10 pro qm der baureifen Baustellen.

Als weiterer Hinderungsgrund des Flachbaus treten die Lohnsteigerungen dazu. Die Baukosten sind nämlich (vgl. die erste Tabelle mit Anmerkung dazu) bisher auf das Doppelte gestiegen und werden vorläufig noch weiter steigen. Immerhin würde bei so verständiger Bodenpolitik auch ohne öffentliche Regelungszuschüsse und bei normalen Baukosten in allen bürgerlichen Wohnvierteln Zürichs der Bauwert stets ein Vielfaches des Baustellenwertes betragen, dieser letztere also nur einen überaus geringfügigen Einfluß auf die Mietpreisbildung ausüben. Sogar in Berliner Kleinwohnungs-vierteln pflegt der dortige Baustellenwert (M. 60–80 pro qm) infolge der stärkeren Überbauung ($\frac{7}{10}$ der Fläche mit 5 Geschossen) immer nur $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ der Friedensbaukosten zu betragen. An der zwangsläufigen Preisbildung der Baustellen waren aber in deutschen Großstädten 35–45% Straßenlandopfer und hohe Regelungskosten (sämtlich zu Lasten der Privatgrundstücke), Zinsaufschlag und steuerliche Überbürdung weit stärker beteiligt als in der Schweiz. Hier beträgt z. B. die Staffel der gesamten Handänderungskosten bei Objekten von 500 bis 100 000 Fr. nur zwischen 1 und 215,50 Fr. Von diesen Sätzen erhebt man in der Stadt Zürich jetzt zwar den 3fachen Betrag, aber man vergleiche damit die deutschen Handwechselunkosten von i. d. $3\frac{1}{2}$ bis 5%! Die Liegenschafts-steuern leerer Baustellen erfassen deren Wert mit etwa nur 1 pro Mille, in Deutschland mit 3 bis 7 pro Mille (= i. D. $\frac{1}{2}$ %) des sogen. gemeinen Wertes.

Es ist daher nicht verwunderlich, wenn in den bürgerlichen Wohnquartieren Zürichs 1 qm Baustelle i. D. nur 10–30 Fr., 1 qm Rohland nur M. 1–10 kostet. Die Tatsache, daß die Baukosten etwa 70–80% des Bauwertes (davon etwa die Hälfte auf der Baustelle gezahlt) an Löhnen darstellen, stempelt gerade die Kleinwohnungsfrage in den dafür überhaupt in Frage kommenden Vierteln aller größeren und mittleren Städte fast ausschließlich zu einer Lohnfrage, die sich im Kriege noch weiter dahin zugespitzt hat. Verbilligungen der Bauweise hat man auch in Zürich versucht, z. B. Fachwerkbau mit Verputz usw. (Nordstraße) lichte Zimmerhöhen von 2,70 m (Riedtli) bis herunter auf 2,40 m nebst Treppenbreiten von nur 1 m (Nordstraße). Wirtschaftlich sind diese Maßnahmen aber von sehr geringem Belang, gegenüber Kriegslöhnen fast noch weniger als bei normalen Löhnen.*)

In Deutschland hat die Kriegsmietsteigerung um i. D. 10–25% den Hauseigentümern selten Nutzen gebracht. Die Steigerungen des Hypothekenzinsfußes, aller Materialien, Reparaturen und Löhne, vor allem der Kokspreise für Zentralheizungen war fast durchweg höher, als die Mietsteigerung einbrachte. Auch in der Schweiz wird es ähnlich sein. Da nach dem Kriege mit einem Nachlassen der Mietpreise gerechnet werden muß, kann auch hier kein Privatmann jetzt an Neubauten denken, trotzdem für Private keinerlei Bauverbot bestand, wie in Deutschland im Kriege. Daher trotz Wohnungsnot und Mietsteigerung eine Fortdauer der Lähmung jeder privaten Bautätigkeit, deren Beseitigung mit Kriegsende noch lange nicht zu erwarten steht. Dabei ist nicht zu vergessen, daß ohne allgemeine Herabsetzung der Raumansprüche die Wohnungsnot überall noch weit schärfere Formen angenommen hätte.

Betrachtet man in der ersten Tabelle das infolge der bisherigen andauernden Lohnsteigerungen bei künstlicher Niedrighaltung der Mieten, ständige Sinken der erzielten Verzinsung so findet sich als Schlussergebnis zur Nutzenanwendung für die in großzügiger Weise geplante Wohnungsfürsorge in Deutschland bestätigt, was jedem wirtschaftlich Denkenden nichts neues ist, nämlich:

Die private deutsche Wohnungserstellung war bereits vor dem Kriege teils durch falsche Bodenpolitik, teils durch anderweite Krisen und Schwierigkeiten (z. B. Mangel an billigem Realkredit und unkündbaren Tilgungshypotheken) gelähmt. Selbst im Kriege bestand bei den meisten deutschen Großstädten in guter Verkehrslage ein amtlich nachweisbares Überangebot billigen baureifen und rohen Baulandes weiter. Besonders das für Kleinwohnungen geeignete Gelände wird oft noch vor der Besiedelung zwangsläufig über die wirtschaftlich wünschens-

*) In Deutschland hat man eine Herabsetzung der Umfangswände von 38 auf 25 cm für Kleinbauten versucht, aber u. a. in der Rheinprovinz infolge härteren Klimas sehr schlechte Erfahrungen damit gemacht, wie mir mehrere Stadt- und Kreisbaumeister kürzlich bestätigten.

werten oder zulässigen Preishöchstgrenzen getrieben. Der Kleinwohnungsbau, und zwar vom großen Miethaus bis hinab zum Eigenheim in entsprechend gesteigertem Maße, bedarf jetzt und auf längere Zeit hinaus nicht nur beträchtlicher Zinsverzichte aus der Hergabe öffentlicher Mittel, sondern erheblicher, von vorn herein zu Lasten der Allgemeinheit auf Verlustkonto zu buchender Kapitalien. Die Wohnungsfrage für die schwächsten Schichten, also das eigentliche Proletariat, hat man überhaupt noch nirgends auf gemeinnütziger Grundlage zu lösen versucht, sondern sie dem überbündeten privaten Grundbesitz überlassen.*) —

Eine Stadtgemeinde kann eben ihre Wohnungsfürsorge nicht auf diese untersten Schichten ausdehnen, wenn selbst Wohnungssiedelungen mit mittleren Wohnungen Opfer in dem oben vermerkten Umfange verlangen. Es dürfte jedoch kaum eine zweite Stadt geben, welche überhaupt, geschweige denn relativ zu ihrer Größe und Steuerkraft so weitblickende und vor allem so schnell zur Tat gewordene Kriegsbaupläne verwirklicht hat, wie Zürich. Eine Besichtigung der neuen Siedelungen kann jedem sozial Fühlenden angelegentlich empfohlen werden. In solchen traulichen, mit allen modernen Erfordernissen versehenen und hygienisch einwandfreien Wohnungen muß ein lebensfrohes, tüchtiges Geschlecht heranwachsen. Eine weitere Aufgabe ist es, durch Wohnungsaufsicht, Arbeitszwang, Beschaffung von Arbeit, Sozialversicherung usw. einen möglichst großen Teil der untersten Schichten ihren „unternormalen“ Wohnungen in veralteten Stadtteilen zu entreißen, so daß der Armenpflege möglichst wenig zu tun übrig bleibt. Man darf aber mit dem Wohnungselend dieser Schichten womöglich grundsätzlich, wie es leider oft in Deutschland geschieht, gegen den privaten Grundbesitz so lange keine Propaganda treiben, als man nicht durch Erstellung neuer und besserer, billiger, kleinster Wohnungen für sie zu sorgen vermocht hat. Möge dieser Zukunftswunsch allerwärts recht bald der Erfüllung nahe sein. Ich zweifle nicht, daß die Stadt Zürich auch dann zu den ersten gehören wird, die praktische Leistungen aufweist. Ein winziger Bruchteil der Kriegskosten hätte in jedem der kriegführenden Länder genügt, Kleinwohnungskultur und Volkswohlfahrt zur höchsten Blüte zu bringen. Zweifellos steht Deutschland in der Vorbereitung der Kriegerheimstätten an erster Stelle der kriegführenden Staaten, wie überhaupt in der Welt hinsichtlich sozialer Fürsorge auf breitester Grundlage. Die übertriebenen Eigenheimutopien der Bodenreformer werden zwar von selbst in rauher Praxis verschwinden. Solchen Schwärmern seien die Zürcher Kriegswohnungsbauten angelegentlich als Studienmaterial, auch für wirtschaftliche Grenzmöglichkeiten, empfohlen. Genug des uferlosen Geschwätzes weltfremder Theoretiker daheim, sondern endlich Taten. *Salus publica suprema lex.* Die Zeit ist seit langem gekommen, daß man ein Gemeinwesen nicht nach seinen alten und modernen Monumentalbauten, Museen und Prachtstraßen, sondern nach seinen Wohnungs- und Schulverhältnissen und nach seinen sonstigen sozialen Einrichtungen wertet und würdigt.

*) Hierher gehört z. B. die Schaffung von einwandfreien, privaten und gemeinnützigen Schlafstellenhäusern mit Wohn- und Gesellschaftsräumen, deren Wirtschaftlichkeit nach meinen Berechnungen sicherer gewährleistet ist, als bei Häusern mit Ein- und Zweizimmerwohnungen. Häuser mit nur Einzimmerwohnungen sind überhaupt nicht wirtschaftlich zu gestalten, weil der Abfall und Kostenanteil für Treppen, Küchen usw. zu groß ist.



WISSENSCHAFT



Dr. Theodor Baader, Bern / DEUTSCHE WEIHNACHTEN IM LICHT DER MYTHOLOGIE UND KULTURGESCHICHTE. / Schluß.

Dieses Tasten auf die Zukunft ist dem germanischen Mittwinterfest gemein gewesen mit der römischen Neujahrfeier. Sehnsucht aus dunkler Tiefe des Winters zu lichter warmer Jahreszeit liegt einem Volke um so näher, je mehr sein ganzes Wesen wie bei den Germanen auf Gefühlsleben begründet ist. Noch in vielen anderen Sitten äußert sich dieser Zug auf die Zukunft: Eine gute Ernte für das kommende Jahr zu weissagen, beobachtet man den „Duft“, d. h. den dick an den Bäumen hangenden Rauhreif — echt germanisch! — die große Zahl der Sterne, die in der Christnacht am Himmel stehen; man ißt gern etwas in dieser Zeit, das Keime neuen Lebens in sich birgt, darum werden als Weihnachtsspeisen geschätzt: Eier, Fische, Hirse, Erbsen und vielfach auch Kraut. Das Vieh erhält zum Feste Grünkohl. Leises Rauschen in den Lüften der zu Besuch kommenden Gottheiten Wodan und Berchtold mit ihrem wütenden Heere verheißt ein fruchtbares Jahr, ihr Ungestüm Krieg. Überhaupt sucht man auf alle Art während der ganzen Zeit der heiligen Nächte die Zukunft zu erforschen. Die Mädchen vor allem möchten den zukünftigen Bräutigam schauen. Echt altgermanisch mutet es da an, wenn in der Christnacht (wie auch wohl am Andreasabend) das Mädchen den Liebenden zu erscheinen beschwört, indem es nackt das eigene Bett rüttelt! Oder das Mädchen schleudert mit dem Fuße einen Schuh über den Kopf hinweg von sich: Heirat steht für das nächste Jahr bevor, wenn die Spitze des niedergefallenen Schuhs zur Haustür schaut. Allbekannt ist auch die Zukunftserforschung durch Bleigießen in den heiligen Nächten. Ferner sucht man in der Christnacht auf einem Kreuzweg, einem Zaubergestell oder gar auf dem Dache des Hauses die Zukunft zu erspähen.

Während der Festzeit ruhte alle Arbeit, aber unmittelbar vor dem Feste spannen die fleißigen Spinnerinnen bis zum Ende der Durchspinnnacht, alle Rocken mußten geleert sein bei Beginn des Festes; da ließ man ruhen alle Spindeln, trug reichliche Speisen auf den Tisch, denn Göttin Berchta mit den Schrätlein oder Holda kam nun Spinnarbeit zu prüfen, Faule zu strafen und dann an den Speisen sich zu erlaben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß an diesen Besuch mütterlicher Gottheiten der Name der Weihnachten bei den Angelsachsen als „die Nacht der Mütter“, *Modraniht*, anknüpfte. *Beda Venerabilis* berichtet von feierlichen Gebräuchen, die während dieser ganzen Nacht die Angelsachsen pflegten.

IV.

Auch anderen Zwecken noch diente dieses Aufstellen von Speisen in den heiligen Nächten. Verknüpft ist es mit einem gewissen Seelenkult, den man in den Ländern des Nordens am Julabend betätigt: in möglichster Stille, in gewärmter Badestube werden in Schweden die Verstorbenen empfangen, mit Julspeise erquickt, und ihnen die Hochsitze überlassen. Ihnen räumt man am Julabend in Norwegen die Betten ein.

In Westfalen suchte man die „Guden Holden“ — ein anderer Name für Elfen — durch allerlei Gaben sich gewogen zu erhalten. Namentlich diese Hauselfen hatten wie die Seelen ihre bestimmten Opferzeiten. Am einträglichsten für die Elfen waren die zwölf heiligen Nächte. Da ziehen die Unholden und Schrätlein um. Ihnen werden zu Neujahr die Tische mit Broten und anderen Speisen ausgestattet; noch 1493 setzten die Engländer in der Neujahrnacht Speise und Trank auf die Bank für „Alholde“ und „Gobelyns“ (Kobolde, Elfen). Auf Island ließ zu Weihnachten noch bis ins

XIX. Jahrhundert hinein die Hausfrau in jeder Ecke des Hauses ein Licht brennen, daß es hinausleuchte in die öde Winternacht und den Elfen einen besonders feierlichen und vorsichtigen Empfang bereite. Elfen drängen sich in die Julfeste der Menschen, holen sich Essen und Trinken aus den Kellern, drum setzen die Menschen ihnen auch etwas vom Weihnachtsessen und einen Krug Bier hinaus auf den Hof. Diese heiligen Nächte hielt man auch anderen Geistern gegenüber für geeignet, sich ihrer Gunst zu versichern. So wirft der schlesische Müller noch heute Speisen dem Wassermann in den Bach, damit er während des kommenden Jahres das Wehr nicht durchbreche oder sonst ein Unglück anstelle. Ins Haus eingedrungene geisterhafte Wesen konnten nach germanischem Glauben mit dem Kehricht — besonders sind die Elfen allem Schmutze abhold — hinausgefegt werden. Auf diesem hinausgefegten Kehricht sitzend glaubte man in enger Verbindung mit den Geistern zu sein, so von ihnen die Zukunft zu erfahren. Deshalb kehren Mädchen am Weihnachtsabend die Stube, tragen den Unrat hinaus auf den Hof und warten auf dem Kehricht sitzend, woher der erste Hahn kräht: aus gleicher Richtung kommt der künftige Schatz.

V.

Uns dünkt heute unter allen Bräuchen des Weihnachtsfestes das Schmücken und Umsingen des Lichterbaumes die schönste Poesie. Wie schon oben erwähnt ist er in seiner heutigen Form verhältnismäßig jung. Die ältesten Nachrichten von dem mit Flitter und Früchten behängten Tannenbaum auf dem Weihnachtstische sind aus Straßburg vom Jahre 1605 überkommen. Aber ein gewißer feierlicher Baumkultus, der sich zu den wihen nahten betätigte, läßt sich tief in alte Zeit hinein zurückverfolgen. Eng war er verknüpft mit dem germanischen Zug auf das Zukünftige; wie heute noch ein Kirschbaumzweig, zu Weihnachten ins Wasser gesteckt, Neujahr blühend für das kommende Jahr gutes Wetter anzeigen soll, so glaubten die Germanen allgemein, das Mittwinterfest als Beginn des neuen Jahres sei auch der Tag, da die Natur anfangs zu neuem Leben zu erwachen. Mitten im Frost keimten und blühten die Bäume, glaubte man; die gleiche reale Anschauung, dieselbe Legende liegt dem zarten poetischen Bilde zugrunde, das die erste Strophe des alten Liedes „Es ist ein Ros entsprungen“ ausführt (Schon 1600 gedruckt):

„Es ist ein Ros entsprungen,
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Aus Jesse kam die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht“

und die dritte und vierte Strophe eines Weihnachtsliedes aus dem Traunkreis bringen dieselbe Idee zum Ausdruck:

„Und Früchte und Blumen und Spiel und Gewand,
Die wirft es (das Christkind) herunter mit freundlicher Hand.
Und siehe auf Erden in trauriger Zeit,
Wann's wintert im Garten, wann's frieret und schneit,
Erbühet gar herrlich ein himmlischer Baum,
Es zieren ihn Äpfel mit goldenem Saum.

Ein Rütlein, ein kleines, das zieret ihn auch
Zur heilsamen Warnung nach christlichem Brauch.
Und wenn euch der Baum mit den Äpfeln anlacht,
Gedenket des Kindes, das euch sie gebracht.
Und seht ihr die Armut mit bleichem Gesicht,
Des himmlischen Kindes vergeßet dann nicht.“

Es gibt noch andere solch sinniger Weihnachtslegenden: in der Christnacht wandle sich Wasser in Wein, sprächen die Tiere im Stalle freudig miteinander und der Himmel ließe heilkräftigen Tau herabfallen. Als das Christentum in die germanische Welt eingetreten war, sah man in dieser von Legenden umwebten Naturerneuerung ein Lobpreis des Christkinds durch die Natur. In der Literatur fand diese Anschauung Ausdruck, man setzte den weihnachtlichen Blütenbaum in Verbindung mit dem paradiesischen Baume der Erkenntnis, ja schließlich mit dem Kreuze Christi.¹⁾ Die Bedeutung, die man dem Wachstum der schon aus dem Boden zur Mittwinterszeit hervorkeimenden Aussaat beimißt, verknüpft sich mit der Anschauung, den Pflanzen, die sogar im Winter grünen, wie denen, die in dieser Zeit der heiligen Nächte zuerst Blüten und Knospen treiben, wohne eine ganz besondere Lebenskraft inne. Dieser glaubte man durch Berühren teilhaftig zu werden, drum wurden die Pflanzen besonders in den heiligen Nächten im Hause aufgestellt, um Uebel abzuwehren und Segen zu spenden den mit ihnen berührten Menschen, Tieren und Bäumen. Auch

¹⁾ E. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche, S. 17.

gegen Feuersgefahr sollten diese Zweige schützen, wo man sie an der Stall- oder Haustür, in der Wohnstube oder im Speicher anbrachte. Ja, auch die später im üblichen Volksglauben zum Strafprügel umgedeutete Rute des heiligen Nikolaus hat offenbar ursprünglich als Bringer von Gedeihen und Fruchtbarkeit für das kommende Jahr gegolten. Selbst leibliche Fruchtbarkeit sollte von den Zweigen solch wunderbar erblühter Bäume in eben den heiligen Nächten übergehen auf den Menschen. An diesen Glauben erinnert noch der Brauch, an Weihnachten oder dem Tage der unschuldigen Kinder, dem Kindlestag (28. Dezember) die Mädchen mit Ruten zu streichen, pfeffern oder kindlen genannt. Die Mädchen lassen dann an Neujahr oder Dreikönigstag das Vergnügen den Burschen zukommen. Ebenso schlägt man mit diesen zu Weihnachten ins Wasser gesteckten Zweigen das Vieh und die Obstbäume, an vielen Orten in der Christnacht zur mitternächtlichen Stunde.

In der Pinzgauer Gegend auch bringt die Bäuerin den Bäumen des Obstgartens von den Resten des Weihnachtsmahles zur Speise mit den Worten: „Bam eßt's!“ — hier wird die Nahrung ursprünglich den Baumelfen bestimmt gewesen sein. — Ja, man segnet zur Weihnachtszeit auch die Obstbäume. Nicht nur düngt und pflegt man sie, auch Kuchen werden in ihre Zweige gelegt, ein Brauch, der an das oben erwähnte Vermengen der ausgesäten Frucht mit zerriebenen Juleberkuchen erinnert, man hängt den Bäumen Äpfel in die Zweige — unser Christbaumschmuck hält die Erinnerung daran wach — denn die um Mittwinter, zu Beginn des neuen Jahres vorhandene Fülle läßt keinen Mangel im kommenden Fruchtjahr zu, glaubte man. Aus dieser Anschauung heraus ist auch die Sitte entsprungen, Geld in die Rinde der Obstbäume zu legen. Im Kreise Neisse ist man, wie E. Fehrle (a. a. o.) berichtet, barfüßig, wenn man am Weihnachtsabend die Ueberreste des Abendessens unter die schlecht tragenden Bäume streut.

Der aus dem altrömischen Volkstum bekannte und hernach in ganz Europa sich wiederfindende sogenannte Kalendenblock wird bei uns zuerst im Jahre 1184 erwähnt; Weihnachtsblock oder Christbrand heißt da dieser Holzknorren, den man langsam auf dem Herde verbrannte, mit dessen Asche und Kohlen man dann zur Erhöhung der Fruchtbarkeit Äcker und Gärten bestreute. Heute schreibt man dem Weihnachtsklotz, der in's Haus gebracht und angezündet wird, übelabwehrende und segnende Kraft zu. Die Römer, und von den Germanen wissen wir dasselbe, zündeten zur Zeit des Neujahrsfestes auch Lichter an; sie schenkten einander Süßigkeiten, Früchte und Kerzen und schmückten die Häuser außen und auch innen mit Grün und mit Bäumchen. Auf mittelbarem Wege wissen wir durch den Griechen Agathias (um 500 n. Chr.) von Opfern, welche die Alemanen den Bäumen darbrachten; immer wieder kommen seitdem bis auf Helmold um 1200 die Geschichtsschreiber sowie die Konzilsbeschlüsse und Kapitularien mit Tadel und Zorn auf die Baumverehrung zu sprechen. Von Karl d. Gr. wissen wir, daß er das dabei übliche Lichteranzünden durch das ganze fränkische Reich, insbesondere aber im Sachsenlande bestrafte. Aber noch lange haben unsere Vorfahren im geheimen an diesen altüberlieferten Bräuchen festgehalten, den Baumgeistern, d. h. den Baumelfen zu opfern. Die angezündeten Lichter sollten den Elfen leuchten, wie man ja in Deutschland am Weihnachtsabend mit Lichtern auch in den Brunnen sah, die Wasserelfen herbeizulocken. Man meint, daß die guten Eigenschaften der in diesen Nächten gut behandelten Elfen auf die Kinder des Hauses übergehen, deshalb hält man in Schlesien darauf, daß das jüngste Familienmitglied die Weihnachtslichter anzündet. Der isländische Julfestbrauch, die Elfen mit vollem Lichterglanz im Hause zu erwarten, ist schon erwähnt worden. Nur erst nach großem Widerstande des Volkes ist dieser Glaube an die Naturgeister unseren Vorfahren durch das Christentum zum größten Teil entrissen worden; noch Chaucer meinte im XIV. Jahrhundert, in König Arthurs Tagen sei das ganze Land von Fairies (Feen) belebt gewesen, die Elfenkönigin habe inmitten ihrer frohen Begleitung auf mancher grünen Wiese den Reigen angeführt. Im XVII. Jahrhundert behauptete der englische Bischof Corbet ernsthaft, erst zur Zeit der Königin Elisabeth hätten die Feen das Land verlassen. Das deutsche Gemüt hat sich des so eng mit den heiligen Nächten verknüpften Elfenmythos erinnert und in der neueren deutschen Dichtung und Musik wundersame Töne geschaffen, ohne daß der Elfenmythos bis jetzt künstlerisch erschöpft wäre. In folgendem alten Christkindlied aus Niederschlesien¹⁾ scheint manches Ursprüngliche unter der modernen Verbrämung zu stecken.

(Der Engel tritt ein, weißgekleidet, in der Hand ein Schwert und singt):

„Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring' euch neue, gute Mär,
Der guten Mär bring ich soviel,
Davon ich singen und sagen will.“

(Das Christkind tritt ein, bunt gekleidet, in der Hand eine Rute und singt):

„Ein schön guten Abend geb euch Gott,
Ich komm herein ohn allen Spott,
Hat es auch fromme Kinder innen,

¹⁾ Aus „Deutsche Weihnacht, Spiel und Lied aus alter Zeit“ herausgegeben von Arthur Bonns, S. 256.

Die fleißig beten und singen können,
Die fleissig in die Schule gehn
Und züchtig vor dem Tische stehn?
Wenn sie fleißig beten und singen,
So werd ich eine große Bürde bringen.“

Engel:

„Ei, liebes Christkind, wenn ich dir soll die rechte Wahrheit sagen,
So muß ich über die kleinen Kinder klagen,
Des Morgens, wenn sie aufstehn,
Kein Gebet aus ihrem Munde geht,
Die Bücher tun sie zerreißen,
Die Blätter in die Winkel schmeißen.“

Christkind:

„Ei, lieber Engel, hätt ich das eher vernommen,
In das Haus wär ich nicht gekommen;
Da hätt ich mir meine Gaben erspart
Und wär wieder gen Himmel gefahren.“

Engel:

„Ei, liebes Christkind, sei nicht so hart,
Gegen die kleinen Kinder zart;
Sie wollen fromm sein und beten,
Daß du kannst mit deinen Gaben vor sie treten.“

Christkind:

„Ach, lieber Engel, weil du der Kinder tust gedenken,
So will ich ihnen etwas geben und schenken,
Damit sie an das Heilige Christkind gedenken.“

(Das Christkind teilt seine Gaben aus, unterdessen singt der Engel):

„Ach, liebes Christkind, wenn ich wär wie du,
So hieb ich mit der Rute zu.“¹⁾

(Der Engel und das Christkind bleiben voreinander stehen und singen):

„Wir stehen auf einem Lilienblatt,
Wir wünschen euch allen eine gute Nacht,
Ein schön gut Nacht, eine fröhliche Zeit,
Die uns der Herr Christus vom Himmel bereit.

(Im Hinausgehen):

Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht,
Wir haben uns noch weiter bedacht;
Wir haben draußen stehen einen schönen Wagen,
Der ist mit lauter Gold und Silber beschlagen.“

VI.

In germanischen Landen scheint man neben anderen Bäumen schon verhältnismäßig früh die Tanne berücksichtigt zu haben zu den Festgebräuchen der heiligen Nächte. Es mag auf alte Sitte hindeuten, wenn Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff“ 1494 sagt:

„Und wer nit ettwas nuwes hat
und umb das nuw jor syngen gat
und gryen tann risz steckt jn syn husz,
der meynt, er lebt das jar nit usz.“

Diese Stelle des „Narrenschiffes“ ist uns ein wertvoller alter Beleg für den durch mehrere Jahrhunderte auch ferner literarisch bezeugten und bis heute üblichen Brauch, grüne Zweige, zumal von Tannen, im Hause aufzustellen oder zu hängen. Sodann hören wir im Jahre 1508 den Straßburger Pfarrer Geiler von Kaisersberg gegen die dort üblichen Weihnachtsgebräuche los-

¹⁾ Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß der Sinn dieser Verse im Zusammenhang mit den gerade vorhergehenden Worten des Engels durchaus nicht die Bedeutung der Rute in unserer heutigen Anschauung birgt, vielmehr kommt auch hier wieder der alte Glaube zum Ausdruck von der segenspendenden Kraft der zumal in den heiligen Nächten den Zweigen innewohnenden Lebensgeister.

poltern, er stellte sie den Neujahrssitten der Heiden gleich, die Tannenreis in die Stube legten und andere Dinge trieben, die wir auch heute noch an Weihnachten treffen.

Die Sitte, den Baum oder Zweig auszuschmücken mit allerlei Flitter und Süßigkeit, scheint ihren Ausgang genommen zu haben von alemanischem Lande. In Dörfern der Vogesen errichteten Mädchen in der Neujahrnacht eine Stechpalme mit Eiern, Bändern und einigen Gestalten geschmückt und stellten sie auf den Dorfbrunnen. Aus dem Elsaß hören wir um 1600 von solchen Bäumchen zu Weihnachten, aufgestellt in der Stube. 1605 wird uns in Straßburg ein mit Früchten und Flitter behängter Weihnachtsbaum bezeugt. Den Straßburger Theologen Dannhauer hören wir 1640 schimpfen über die Weihnachtsfeier der einzelnen Familien, denn ihm dünkte das Familienfest ein Gegensatz zur kirchlichen Feier; er sagte: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hiernach schütteln und abblumen läßt. Wo solche Gewohnheit hergekommen, weiß ich nicht, ist ein Kinderspiel.“ Auch schwedische Sitten scheinen im Dreißigjährigen Kriege auf Deutschland Einfluß gewonnen zu haben.

Solchen Kampf der Geistlichkeit können wir uns nur erklären, wenn wir annehmen, daß sie den Weihnachtsbaum als Ausdruck alten deutschen Volksglaubens faßten und ihre kirchlich-römische Feier beeinträchtigt fühlten durch das deutsche Familienfest.

Vom Oberrhein aus also scheint der heute übliche geschmückte Weihnachtsbaum sich über ganz Deutschland und die Welt verbreitet zu haben. Allmählich schwand mehr und mehr auch der Gegensatz zwischen römischem Christentum und deutscher Volksreligion. Die Theologen suchen schon früh den Weihnachtsbaum christlich umzudeuten, indem sie auf den „geistlichen Zedernbaum Jesum Christum“ verwiesen oder von dem „Baum des Paradieses“ predigten.

Für Süd- und Norddeutschland wird dann in den folgenden zwei Jahrhunderten der Weihnachtsbaum an einigen Orten erwähnt. Weder Name noch Aussehen aber sind bis dahin einheitlich. Bald Weihnachtsbaum, bald Christbaum, dann auch hie und da Lebensbaum oder sonstwie genannt, ist es oft ein Tannenbaum, anderswo, wie in Westfalen auch eine Stechpalme („Hülskrabbe“), ein Wachholderbäumchen oder eine Birke, ein Kirsch- oder sonst ein Laubbäumchen, das zu Weihnachten zum Blühen gebracht worden ist. In Ostfriesland kannte man bis vor kurzem keinen Baum, sondern nur ein Holzgestell, mit Laub, Zucker und etwas Gebäck (von Tierformen!) geschmückt. Am Fenster war sein Platz, an dem das Christkind die Geschenke für die Kinder niederlegte.

Lichter am Baume, wie wir es heute kennen, sind erst gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts bezeugt, haben aber trotzdem, wie oben bewiesen worden ist, auch im germanischen Volkstum ein hohes Alter. 1785 finden wir einen Lichterbaum in Straßburg. Weihnachtsbaum und Lichterglanz sind heute für uns unzertrennlich verbunden, poesiverklärte Vorstellungen; zu ihnen klingt sofort die Musik mit:

„Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen;
Wie glänzt er festlich, lieb und mild,
Als spräch' er: „Wollt in mir erkennen
Getreuer Hoffnung stilles Bild!“¹⁾

Was kümmert's da in solchen Stimmungen, daß die wenigsten noch irgend eine Ahnung haben von der uralten mythologischen Bedeutung dieser Sitten. Stets haben die Lichter in der Urzeit in Zusammenhang gestanden mit der Geisterwelt, die freundlichen guten sollten sie herbeiführen, die bösen vertreiben, wie oben ausgeführt worden ist. Heute haben Engelgestalten aus unserer Vorstellung die alten germanischen Hausgeister (Elfen) verdrängt

„Zwei Engel sind hereingetreten,
Kein Auge hat sie kommen seh'n;
Sie geh'n zum Weihnachtstisch und beten
Und wenden wieder sich und geh'n“ usw.²⁾

Goethe lernte erst in Leipzig den Weihnachtsbaum kennen, noch nicht im Elternhause, wie man aus „Dichtung und Wahrheit“ schließen darf, da er von der Großmutter erzählt: „Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beschäftigen und mit allerlei guten Bissen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch setzte sie allen ihren Wohltaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ und so in dem alten Hause eine neue Welt erschuf.“²⁾ Aber dann spielt der Weihnachtsbaum in den Goethe'schen Dichtungen öfter eine Rolle, so in „Leiden des jungen Werther“, wo es heißt: „An demselben Tage, als Werther den zuletzt eingeschalteten Brief an seinen Freund geschrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er abends zu Lotten, und fand sie allein. Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenk zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen,

¹⁾ „Der Weihnachtsengel“ von G. H. Kletke.

²⁾ Jubiläumsausgabe, 22, 13.

das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Öffnung der Tür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baums mit Wachslatern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung setzte.“¹⁾ Vom Weihnachtsfest 1822 zu Weimar haben wir die Goethe'schen Verse:

„Bäume leuchtend, Bäume blendend,
Überall das Süße spendend,
In dem Glanze sich bewegend,
Alt und junges Herz erregend —

Solch' ein Fest ist uns bescheret,
Mancher Gaben Schmuck verehret;
Stauend schau'n wir auf und nieder
Hin und her und immer wieder.

Aber, Fürst, wenn dir's begegnet,
Und ein Abend dich so segnet,
Daß als Lichter, daß als Flammen
Vor dir glänzten allzusammen,
Alles, was du ausgerichtet,
Alle, die sich dir verpflichtet:
Mit erhöhten Geistesblicken
Fühltest herrliches Entzücken.“²⁾

Die Umwälzungen der Napoleonischen Kriege brachte mit deutschen Soldaten- und Beamtenfamilien den Weihnachtsbaum ins Ausland. Im Kanton Zürich stellt man ihn als „Klausbaum“ am St. Nikolaustage auf, oder er wird zu Neujahr gebracht. Eine wichtige Rolle hat offenbar, wie uns ja auch die deutsche Dichtung widerspiegelt, bei der Vertiefung des Christbaumkultus die Kinderwelt gespielt. Wer von uns denkt nicht stets gern zurück an den geheimnisvollen Nimbus, der die Stunden am Heiligen Abend umgab, da plötzlich der wie aus Märchenwelt und Zauberreich herbeigeführte Lichtbaum erscheinen sollte. Man wußte nicht, woher er hätte kommen sollen, das Christkind im Kreise gütiger Geister mußte ihn gebracht haben.

Im Empfinden des deutschen Volksgemütes ist der Weihnachtsbaum seit den Kriegen Napoleons ein Wahrzeichen des Deutschtums, er ist uns bis heute der Glanzpunkt des schönsten deutschen Kinder- und Familienfestes geblieben.

VII.

Ein Wort noch möge den Weihnachtsgeschenken gewidmet sein. Auch dieser Teil des Weihnachtsmythos knüpft sich an die uralte Anschauung von der Bedeutung der heiligen Nächte als Loos- oder Schicksalszeit. Wie diese Stunden, so das ganze kommende Jahr. Herrscht im Winter Überfluß bei den Familienangehörigen, dann haben sie auch die nächsten zwölf Monate keinen Mangel. Alter Segenswunsch also hat bis heute die Sitte lebendig erhalten, Nahestehende zu beschenken. In Westfalen herrschte bis vor kurzem bei den Kindern auch der Brauch, am Weihnachtsabend oder zu Neujahr — vielerorts auch am Nicolausabend — Umzüge zu veranstalten, durch Absingen alter Gabenlieder Geschenke zu erbitten und so die Erwachsenen zu öffentlichem Feiern einzuladen.

Die Religion in der Urzeit der Germanen ist niemals roher Fetischdienst gewesen, abhold war diesem ihr Geisterglaube. Stets ist das Weben der Phantasie ein in sich selbst sich versenkendes Sinnen des deutschen Gemütes gewesen, ein emsiges Erforschen und Ergründen der Geheimnisse des Lebens und der Natur. Nicht ein vom Verstande ausgehender Realismus hat uns solange an den altererbten Weihnachtsbräuchen festhalten lassen oder die nicht mehr verstandenen umzu-
deuten gedrängt: es ist auch hier das Zusammenwirken von Gemüt und Phantasie gewesen, das uns unseren herrlichen Weihnachtsmytus geschaffen und erhalten hat. Auch für uns Heutige hat das Weihnachtsfest noch immer einen Abglanz des Wunderbaren, wie auch den ursprünglichen Germanen nicht Wissen noch sinnliches Begreifen, sondern nur das Wunderbare ästhetisch wahrhaft zu erlösen vermochte.

¹⁾ Jubiläumsausgabe, 3, 4.
²⁾ Jubiläumsgabe 16, 118.

KUNST

Gustav Halm. / AUF DEM TURM.

Mit beklommenem Herzen stieg ich diese Nacht auf den Turm. Mein Schritt halte auf den flachen, ausgetretenen Steinstufen der unteren Stockwerke, und jedes Geräusch klang lange nach, wie in dem Gewölbe einer großen, leeren Kirche. Der Staub der hölzernen Stiegen im oberen Turmgeschoß legte sich auf meine Lungen und benahm mir den Atem. Es war, wie wenn sich ein unsichtbares Wesen in den Glockenseilen wiege, und aus dem Räderwerk der großen Uhr klang ein unheimliches Ächzen, wie ein gepreßter Atem.

Ich trat auf die Galerie hinaus und atmete freier. Der Posten übergab mir die Wache und meldete, daß er kein Flugzeug gesichtet habe. Dann ging er nach unten, und sein Schritt verhallte. Ich war allein und sah in die Nacht.

Tief unten lag die Stadt. Im ziehenden Nachtnebel erkannte ich undeutlich die Schwingung der zum Halbkreis eingewölbten Hauptstraße und die fächerförmig darangesetzten, auf- und abgeknickten Dächer der nach hinten breiter werdenden Häuser. Schon die angrenzenden Straßen gingen im Dämmer verloren, Nebel mischten sich mit Bäumen, Sträuchern und Häusern. Alles andere wogte wie ein graues Meer unbestimmbar, verzerrt, jetzt von milchgrauen Schwaden überzogen, jetzt zu schwarzem Schlund geöffnet. Und ganz fern, wie erstes Rollen eines aufziehenden Gewitters, klang der Donner von der Front.

Ich sah in dieses wogende Grau und atmete die Nachtluft ein, aber mir wurde nicht freier; es war, wie wenn Schwefeldünste und Brandgeruch in der Luft lägen, und ich mußte an abziehende Giftgase von der Front her denken, denn der Wind trieb leicht von ihr auf mich zu. Ich kam mir vor wie ein Verbannter auf einsamer Insel, so ragte ich auf meinem steilen Turm in die lichtlose Nacht. Mir war, als trüge ich wie ein Pfeiler diesen gleichmäßig grauen Himmel, eine drückend schwere, umgossene Schale, aus der das Verderben in die Welt floß.

Ich nahm das Fernglas, und versuchte durch Nebel und Finsternis zu blicken; denn mir war, als vernähme ich fern das unheimliche Singen nahender Flugmaschinen; aber ich sah nichts, und der Ton ebte wieder ab. Vielleicht war er gar nicht dagewesen, es war vielleicht rieselnder Nebel, der tönte. Ich wußte es nicht. Ich wußte überhaupt nichts mehr. Es war, wie wenn die Nachtnebel mir über die Stirn strichen und alles Bewußtsein mit sich nähmen, weg, weit, in die Ebene, da, wo die Schlacht seit Jahren stand, wo die Menschen starben, wo Eisen und Feuer, Gift und Gas, Mensch und Tier sich schweigend unter das Joch des Todes beugten und blindlings und ohne Willen sein Gebot erfüllten. Erst heute, da ich meine Gedanken wieder zu ordnen vermag, ist mir, als ob ich eine Reihenfolge in ihnen fände, als ob ich Ausgang und Ziele zu ihnen wüßte und klar erkannte, was in mir vorging.

Denn wie ich so in jene Fernen sah, war mir, als zucke ein blasser Lichtschein hinter der Nebelwand, zuckte und erlosch. Ein Leben, das stirbt, dachte ich. Vergessen. Ein kurzes Gedenken bei wenigen — und keiner weiß mehr darum. Und die Ferne donnerte dumpf und schwieg. Es ist zu Ende.

Dann ging wieder ein heller Schein auf, es dröhnte polternd — und war wieder stille. Vielleicht schlug diese Granate ein Haus in Stücke, ein Zimmer, in dem Kinder gespielt hatten, eine Kammer, in der Menschen hausten, Mann und Weib, ein stilles schönes Behältnis aufbauenden Lebens wurde zur Totenkammer.

Ein dumpfes, anhaltendes Rollen setzte ein, Lichtstrahlen griffen mit fiebrig zuckenden, gierig zerrenden Krallen in den Himmel, ihm sein Nebelkleid herunterzureißen. Rot und gelb flammte es auf, grelle, zackige Blitze, rot glosende, breite Feuerscheine, weiße und leuchtend rote Kugeln von Licht. Alles, alles wogte da vorn. Jeder Strahl riß nach meinem Auge, und der nachhallende Donner beugte meinen Nacken, mein Gesicht in den Schmerz, der aus jedem dieser Blitze, jedem dieser Donner ward. Ging da nicht der Tod über das Feld und schlug von zwei Freunden den frohen tot, und der traurige lachte grell auf und lief schreiend und tanzend über die Gasse? Zerfetzte nicht dieser Feuerstrahl einen schönen, grünen Baum, der eben Blüten trug und in dem Vögel nisteten? Mit breiter roher Hand schlug hier plumper Tod in ein Dorf, — warf zehn,

zwölf Menschen hin, die eben noch lebten und lachten, daß sie wie Erdklumpen oder Steine am Wegrand lagen, und schleuderte über sie das schindellose Dach, das mit nackten, starrenden Sparren auf der Straße lag, wie das Gerippe eines Ungetüms aus alter Zeit. Sinnlos trommelte er die Ziegel zu rotem, stäubendem Mehl und puderte die Blutlachen in der Straße damit zu. Ich sah Menschen, die mit bleichen, angstverzerrten Zügen in ein Erdloch krochen. Tief unter dem Boden saßen sie, zusammengeduckt, wie bange Tiere, und jetzt fiel mit aller Gewalt Eisen und Feuer auf ihre Deckung, hochauf quoll die Säule von Flammen und Qualm, und tief im Herzen der Erde wurden zehn Menschen zermalmt und hineingestampft in den Schlamm des Bodens, der sie schützen sollte. — Flackernde Feuer tanzten in den Reihen der marschierenden Soldaten. Hier und da riß eins der Flämmchen sich den Tänzer aus dem Glied und sprang mit ihm über das Feld und schlug ihn tot oder lahm und ließ ihn liegen. Berstendes Eisen schlug mit roher Faust durch das herrliche Kirchenfenster mitten in den Altar hinein, in das blutende Herz Jesu, und von allem, was schön und heilig war, blieben geschändete Scherben, sonst nichts. Ich sah Donner und Gluten in den Gassen der Städte wühlen, sie hoben Mauern und Türme hoch und warfen Dächer in die Luft, als tanze der Wind in der Spreu, und wirbelten Menschen und Wagen in

O Gott, wenn doch Dein Nebel wiederkommen und mir dies Bild verhüllen wollte!

Aber statt dessen war mir, als sei die Nacht klarer geworden, als sei der Nebel abgetan wie ein Kleid, Sterne funkelten hell über diesem Tanz von Tod, u. hinter mir keuchte und räselte die alte Uhr, und die Glocke zitterte in ihrer ehrennen Wand. „Du, du bist schuld,“ dröhnte es in ihr, „tua culpa, tua culpa, tua culpa ...“ — „Ich bin schuld!“ schrie ich — „ich, ich!“ „Du bist schuld, Du, Du, Du!“ Und am Glockenseil huschte es wie ein



Otto Trübenbach / Bleistiftzeichnung

Arm, und der Klöppel schwang, und die Glocke sang: „Kennst du den Ton? Hör zu!“ Und sie schwang heller und heller, und ich wußte, das war das Geläut, aus den ersten Tagen des Krieges. So hatte der Krieg gelockt —

und wer hatte widerstanden?

„Aber ich nicht, ich nicht!“ rief ich wieder. „Was kann ich, ein einfacher Soldat, zu diesem Krieg? Leide ich nicht selbst?!“ — „Dein Glück, daß Du leidest!“ klang die Glocke, „da, das bist Du schuld, Du und die anderen, einer wie alle, jeder von Euch! Siehst Du, wie der Tod feiert und mit Deinen Brüdern durch Hauswände und über Gräben springt und ihnen die Leichenkammer mit Scherben schmückt!? Du bist schuld, Du, Du. — Du hast die Hände in den Schoß gelegt, als die erste Kriegstrommel klang, Du bist unter den Tausenden gewesen, die taumelten, als die Trompete rief und die Kanonen dröhnten, Du hast Siege gefeiert über den Leichen Tausender, Du bist schuld, und Du mußt büßen!“

Und zu jedem dumpfen Klang der Glocke schlug der Donner über das weite Feld, und zu jedem helleren Ton spritzte Feuer durch die Nacht und fuhr in zackigen Schlangen durch die Ebene und starb. Ich aber stand, an die steinerne Brüstung gelehnt, und krallte die Hände in den Stein und wollte schreien: „Glocke! Du lügst! Feuer! Du lügst! — Niemand wollte den Krieg, niemand hat ihn gewollt, es ist nicht möglich!“ — aber ich schwieg — und dann stand ich plötzlich und schlug die Hände vor's Gesicht und weinte.

Und unter mir lag die Stadt und schlief. Und fern starben Tausende.

Vortrag, gehalten vor deutschen kriegsgefangenen Offizieren auf der Zitadelle von Belle-Ile-en-Mer 1915.

Der älteste frühchristliche Wandschmuck, der uns erhalten geblieben ist, ist derjenige der Katakomben; in der Hauptsache sind es Wandmalereien auf trockenem Grund, zum Teil aber auch Mosaiks, jedoch diese wie jene ohne großen künstlerischen Wert. In Ravenna jedoch, dem alten Raben Dietrichs von Bern, sind uns ausgezeichnete Mosaiks erhalten geblieben. Die berühmtesten von ihnen sind die der Kirchen San Apollinare, San Vitale und die des Grabmals der Galla Placidia. Sie stammen aus dem 5. und 6. Jahrhundert und sind teils römischen, teils byzantinischen Einflüssen unterworfen.

Das Mosaik aus San Vitale, das den Kaiser Justinian mit Gefolge darstellt, erfüllt ganz hervorragend alle die Bedingungen, die Sie an ein monumentales Wandbild stellen dürfen. Klar und deutlich, in großen Zügen ist das ausgedrückt, was gesagt werden sollte. Der erhabene Kaiser, begleitet von den Ersten der Priesterschaft, seinem Schildträger und anderen Edelleuten seiner nächsten Umgebung, bringt entweder eine Schale selbst oder in ihr ein symbolisches Opfer dar. Lamm,

Fisch, Brot und Salz waren ja noch gebräuchlich. Mit feierlichem Ernste, der Handlung würdig, betritt die Schar der Männer, der Kaiser an der Spitze den Tempel um Gott zu dienen, und wenn wir die Möglichkeit bedenken, daß dieses Mosaik einen Besuch Justinians in San Vitale,



Giotto „Erweckung des Lazarus“

benheit, ein erhabener Inhalt allgemein menschlicher Art, allgemein verständlich dargestellt ist und sich repräsentativ, durch pathetische eindrucksvolle Anordnung, Bewegung und Farbe äußert. Dem Monumentalen widersprechend ist also, wenn das beschauende Auge der belehrenden Unterweisung nicht entbehren kann, und wenn an die Stelle der Idee die Anekdote, an Stelle des Repräsentativen die poetische Unterhaltung tritt und das Eindrucksvolle durch Rührendes, das Erhabene durch Vertrauliches ersetzt wird! Die Begebenheit, die Idee aber, die hier zu Grunde liegt, ist erhaben, allgemein menschlich, und an sich allgemein verständlich. Man sieht gleich, „ein großer Fürst, ein Mensch, der in seiner Hand eine Fülle von Macht vereinigt, begiebt sich in Begleitung der Priester zu einer feierlichen, im Dienste Gottes stehenden Handlung. Die Anordnung der Gestalten, ihre großen Bewegungen, ihr ruhiger, fast starrer, unbeweglicher Ausdruck, alles zusammen trägt die Miene des Erhabenedlen, während die reichliche Verwendung von kostbaren Steinen in den Gewändern, besonders dem des Kaisers, dem Ganzen den Stempel des Erhabenen-prächtigen aufdrückt. So sind die Bedingungen des Monumentalen vollkommen erfüllt, die Frage: „wes Art“ unterliegt keinem Zweifel, doch bleibt die geschichtliche Deutung der Dargestellten „wes Nam“ für den nur betrachtenden, in Kunst- und Staatengeschichte nicht vorgebildeten Laien, unklar. Darüber aber hilft uns der Künstler des Mosaiks selbst hinweg, denn wir lesen neben den Köpfen der bedeutendsten Personen im Hintergrunde in großen Buchstaben ihre Namen. So wird der Schauende im Genießen zugleich belehrt. Diese Art der kurzen Benennung ist ja bis in die Zeit der Renaissance und über

vielleicht seinen ersten schildert, so müssen wir in der Darstellung nicht nur ein großes Kunstwerk erblicken, sondern auch eines der ältesten monumentalen Geschichtsbilder überhaupt. Ich sage monumental, denn dies ist das Wesen des Monumentalen, daß eine erhabene Bege-

sie hinaus sehr beliebt gewesen. Und während in den ältesten Zeiten ein paar Lettern im Grunde alleine standen, trat später, schon in der romanischen Zeit, das die Schrift aufnehmende Spruchband hinzu, welches neben den Figuren oder von ihnen in der Hand gehalten zu einer oft sehr glücklichen Ausfüllung leerer Bildstellen wurde. Ja, so sehr hatte man sich an dieses Bandmotiv gewöhnt, so sehr gefiel es, daß man zur Zeit der Gotik, Renaissance und des Barock Schriftbänder ohne Schrift lediglich zur Füllung verwandte.

Wir wissen, daß die Künstler zur Zeit Dietrichs von Bern (486—526) die Wandmalerei wohl verstanden. In einem der Paläste Dietrichs, dem in Monza z. B., befanden sich Wandmalereien aus der Geschichte der Longobarden nach antiken Vorbildern. Die Pfalzen Karls des Großen und Ludwigs des Frommen waren mit Darstellungen der Weltgeschichte bis zum Jahre 800 geschmückt. Der Sieg Heinrichs I. über die Ungarn im Jahre 933 war in Merseburg, in Nymwegen der trojanische Krieg und die Alexanderzüge dargestellt, und im Paulsdome zu Münster ist gemalt, wie die unterworfenen Friesen dem Kirchenpatron St. Paul Gaben darbringen. Von diesen Profandarstellungen ist wenig mehr erhalten als die Kunde und dies letzte Bild nur wegen seiner Anbringung unter dem schirmenden Dache des Domes. Es ist ja ganz natürlich, daß die kirchlichen Malereien insofern sie sich an geweihten Stätten befinden, weit zahlreicher sind als diejenigen des bürgerlichen Lebens. Seit dem Jahre 1000 etwa besitzen wir in Deutschland derartige Kirchenfresken. Auf einer Wandmalerei im Braunschweiger Dome, ungefähr von 1230, finden wir den Tanz der Salome und die Enthauptung des Täufers dargestellt. Im Wesentlichen ist die Malerei als eine Kirchenmalerei gekennzeichnet. Sie begnügt sich damit, wenn auch leicht rundend, die Umrisse der Gestalten und Gegenstände mit Farbe auszufüllen. Der Charakter des Wandbildes ist gewahrt, jedoch

dergabe, ohne die farbige Erscheinung gerade einer solchen etwas verwickelten Darstellung sich ein Urteil anmaßen wollen, hieße ganz sicher ein falsches Urteil fällen! Die Farbe nämlich ist im Stande selbst einer verworrenen Zeichnung Klarheit zu geben. Wenn ich eine dunkle Farbe vor eine helle setze, oder eine warme voreine kalte,



Simone Martini „Guidoriccio“

(warme Farben nennt man solche, welche zu den braunen gehören oder zu ihnen neigen, kalte solche, welche zu den blauen zählen. Doch gibt es auch unter den warmen ein kaltes Rot, unter den kalten ein warmes blau) oder beides umgekehrt, so kann ich durch diese Mittel der Farbe und der Tonwerte selbst schwierige Überschneidungen klar lösen. Von diesem Bilde weiß ich aber leider nichts weiter, als daß sich die Gestalten von blauem Grunde abheben.

Die vor einigen Jahren entdeckten Fresken des Schlosses Runkelstein bei Bozen, zeitlich später wie die Braunschweiger Dombilder, bringen dagegen recht übersichtliche Darstellungen. An den Wänden des Rittersaales sind die 3 christlichsten Könige und die 3 christlichsten Ritter mit ihren Wappenschildern dargestellt, unter jenen Karl der Große, unter diesen Tristan. Auch Schildereien des zeitgenössischen Lebens sind lebendig wiedergegeben.

In Italien war Giotto (1267—1337) der erste große Wandmaler, und eines seiner Hauptwerke ist die Auferweckung des Lazarus. Es ist auffallend mit welch' feinem Gefühl für Klarheit die Gestalten aufgebaut sind. Trotz der großen Gebärden feinste Ausdrucksmöglichkeiten, und in jedem

Antlitz, obwohl eines wie das andere gebildet, und fast alle von der Seite gegeben, dennoch besondere Eigenart und besonderer Ausdruck. Obwohl in der Mitte des Bildes und links Gruppen dargestellt sind, die als Massen in die Tiefe gehend gedacht sind, leidet darunter das flächige der Wand nicht.

Ein Zeitgenosse Giotto's, Simone Martini (1284—1344) hat ein ganz vorzügliches monumentales Wandbild in dem Reiterbildnisse des Guido Riccio do Folignano geschaffen, welcher als Feldherr der Sienesen die Florentiner schlug. Das Bild befindet sich in dem Rathause von Siena.

Anmerkung: Es war leider unmöglich, alle erwünschten und vorgesehenen Reproduktionen zu bringen, da wegen der schwierigen Verkehrsverhältnisse die Abbildungen nicht zu beschaffen waren, zumal die besten Kunstgeschichten zum großen Teil vergriffen sind.

H. G. / EIN UNMODERNER MENSCH.

Als ich meinem Schulfreund Fritz nach Jahren in irgendeiner größeren Universitätsstadt unvermutet wieder begegnete, sah er mich erschrocken an, als hätte ich ihn auf einem verbotenen Wege ertappt. Dann freute er sich aber doch, wir gingen in ein Kaffeehaus und rauchten einige Zigaretten.

Ich wunderte mich anfangs. Früher war er ein frischer Junge gewesen, Typus Lausbub, der immer ein wenig nach Pferdestall roch. Jetzt war er umständlich, gewählt geworden, vornehm-verhalten, Parfüm Heliothrop.

Als wir ins Erzählen kamen, sprach er leise, zierlich, in Schachtelsätzen, und sprach nur von sich. Deshalb fragte ich ihn, ob er sich irgendwie künstlerisch betätige. Ich glaubte mich zu erinnern, daß er als Pennäler schon in Öl malen mußte.

„Ach nein,“ sagte er, „der Maler ist der Materie allzusehr verpflichtet. Meine Entwicklung, die mich, der ich gewohnt bin, mich streng zu selbstbeobachten, in einiges Erstaunen setzte, führte mich zur Wortkunst.“

„Gedichte? Prosa?“

Auf diese Frage erröte er leicht, sodaß ich annahm, er sei Lyriker.

„Ach nein,“ wehrte er ab, „man darf, will man dem Wesen einer Entwicklung gerecht werden, diese nicht überhasten. Eine Entwicklung muß sich eben entwickeln. Im Wort allein liegt schon das Allmähliche, Stetige, langsame Für-sich-Sein dieses Veränderns, das fast zuständig wirkt.“

„? ? ?“

„Ich sehe ein“ — er seufzte — „ich muß konkret werden. Meine erste Tätigkeit in dieser Richtung bestand darin, mir über die Bedeutung einzelner Worte, Wortgruppen, sogenannter Redensarten, aber auch einzelner Laute Klarheit zu verschaffen. Man kommt da, wenn man rücksichtslos systematisch vorgeht, zu überraschenden, blitzartig aufzuckenden Erkenntnissen. — Die zweite Stufe, wenn ich bildhaft sprechen darf, (übrigens sehe ich erstaunlich deutlich eine ganze Treppe vor mir!), auf der ich mich jetzt befinde, bedeutet den Zustand, in dem man auf Grund der erworbenen Erkenntnisse sich in jedem Augenblick der Unterhaltung Rechenschaft gibt, was man sagt, was das Ausgesprochene wirklich bedeutet, und was man eigentlich hat sagen wollen. Erst wenn man bei ehrlicher Prüfung, die häufig zu wiederholen ist, feststellen kann, daß das, was man sagt, wirklich das bedeutet, was man hat sagen wollen, darf man beginnen, Gedanken oder Gesichte aufzuzeichnen, wenn man ein anständiger Mensch bleiben will.“

„Und wann bist Du soweit?“ wagte ich, eingeschüchtert, zu fragen.

„Darüber Endgültiges zu sagen, ist mir heute noch verwehrt“, antwortete er bescheiden. Aber in seinen beherrschten Augen war ein heimliches Leuchten.

Bei dem bricht es bald los, so oder so, dachte ich noch. Da stand er auch schon auf, hielt mir seine gepflegten Hände her, und wir trennten uns, nachdem wir verabredet hatten, einander hin und wieder zu besuchen. — — —

Einige Tage später, als ich harmlos in ein Speisehaus, genannt die Vegetarisei, trat, sah ich ihn mit einer Dame beim Essen sitzen. Ich bemerkte, daß man über mich sprach, und konnte nicht umhin, seiner Aufforderung, an dem gleichen Tische Platz zu nehmen, Folge zu leisten.

Die Dame zog mich in ein lebhaftes Gespräch, dessen Kosten sie allerdings allein bestritt; denn ich hatte nur auf ihre Fragen über wohin, woher, wozu, wann, wie, warum zu antworten, während Freund Fritz vorsichtig irgendeinen Pudding löffelte.

Man sah ihr sofort die Studentin an: faltiges Reformkleid mit lose geschlungener Kordel, Schneckenfrisur, überhaupt im Ganzen ein Stich ins Kunstgewerbliche.

Ich weiß nicht mehr genau wie, jedenfalls aber kamen wir auf die Budenangst zu sprechen, so man die entsetzliche Unruhe nennt, die die Studenten gemeiniglich von der Arbeit scheucht, die denkerisch veranlagten durch die Straßen, die normalen in die Kneipen treibt. Mir fiel ein Gedicht von Hugo Salus ein; daraus klagt die Sehnsucht des einsamen Studenten nach eigenem Heim, das die Gattin freundlich und wohnlich macht.

„Ha!“ lachte die Studentin, „Sie suchen bei der Frau wohl nur die Hausfrautugenden?“
 Fritz machte vorwurfsvolle Augen; aber er verhielt sich sehr still, auffallend still. Ich verbarg eine boshafte Freude.

Die Schneckenfrisur ging zum Angriff über.
 „Wie denken Sie sich überhaupt eine Ehe?“
 Ich gab, gemütlich, die Antwort: „Die Männer heiraten aus Bequemlichkeit, sagt Oscar Wilde für die Frauen wenig schmeichelhaften Nachsatz schenke ich Ihnen und mir.“
 „Natürlich, aus Bequemlichkeit!“ warf sie geringschätzig hin.
 „Es geht noch weiter, gnädiges Fräulein. Nämlich: Sie werden enttäuscht!“
 „Wie kann man heute noch Wilde zitieren!“ rief Fritz in gedämpfter Empörung.
 Das Reformkleid, das übrigens recht hübsch war, hielt mir einen längeren Vortrag, in dem grausige Bilder von „bürgerlichen Ehen, wo der Mann Haustyrann, die Frau seine Wirtschafterin ist,“ an die Wand gemalt wurden.

„Wenn mein Mann — O! es ist nicht auszudenken! — wenn mein Mann einmal in Hemdsärmel zu mir ins Zimmer käme, würde ich mich auf das Tiefste gedemütigt fühlen.“
 „Es wäre eine Herabwürdigung der Persönlichkeit!“ rief Fritz überzeugt.
 „Armer Kerl! dachte ich. Dann wandte ich mich an das Kunstgewerbe.
 „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, aber mir hüpf die Frage schon ungeduldig auf der Zunge: Wird ihr Mann denn einmal im Frack zu Bett gehen?“
 „Hach! getrennte Schlafzimmer natürlich!“
 „Ach so! Hoffentlich ist er damit einverstanden!“
 Sie gab Fritz einen gedehnten Blick. „Er wird es sein,“ sagte sie.
 „Solch ein Troddel!“ rief ich. „Aber ich bin vielleicht rückständig — — —“
 „Ja, Sie gehören noch zur vorigen Generation,“ bestimmte sie liebenswürdig. „Aber wir, Friedrich“ — — — sie ergriff leicht seine Hand — — — „wir sind die neue, wir sind die Generation von morgen!“ Dann, entzückt: „Friedrich, Sie sind ein wundervoller Mensch!“
 Fritz schaute schamhaft in die leere Puddingschüssel.
 Ich zahlte und ging. Als ich mich verabschiedete, fragte ich: „Wissen Sie, wie das Wildesche Zitat vollständig lautet? Die Männer heiraten aus Bequemlichkeit, die Frauen aus Neugierde, beide werden enttäuscht!“
 Sie blinzelte mich eine lange Weile an, wie taxierend, und meinte dann verächtlich: „Neugierig? Was Sie sich einbilden!“
 „Armer Fritz! dachte ich. — — — —“
 Es vergingen mehrere Wochen, da kam Fritz eines Abends zu mir.
 „Gehst Du mit Bummeln?“ fragte er leichthin, „einen verruchten Abend andrehen?“
 „Huch, Fritz! Was ist denn in dich gefahren?“
 „Was soll's sein? Garnichts!“ knurrte er gereizt. „Ich habe heute meinen leichtsinnigen Tag.“
 „Nein, mein Lieber! Da stimmt etwas nicht.“
 „Ach was?“
 „Also erzähle!“
 „Ich mag nicht! Laß mich doch!“
 „Aber Fritz! Wo ist denn Deine Abgeklärtheit geblieben?“
 „Ich pfeif drauf! Solch ein Quatsch!“
 „Gott sei Dank, Fritz! Das erste vernünftige Wort, das ich von Dir höre.“
 „Was weißt Du?“ sagte er mitleidig. „Wenn Du das erlebt hättest — — — —“
 „Ja, was denn?“
 „Was denn? was denn?“ äffte er nach. Dann schlug er auf den Tisch. „Es ist zum Verücktwerden, sage ich Dir!“
 „Beruhige Dich doch und erzähle, was los ist.“
 „Das ist nicht so einfach — — — —. Du erinnerst dich unseres Gespräches, in dem ich Dir meine Stufentheorie erklärte? Gestern Abend betrat ich die dritte Stufe, d. h. ich begann zu schreiben. Eine Szene hatte ich vor Augen, — — glänzend, geradezu leuchtend! versichere ich Dich. ER und SIE, ER ein sehr sensibler Mensch, SIE seine Frau. Hausfrau, verstehst Du?“
 „Aha!“
 „Gespanntes Verhältnis. Gewitterschwüle. Jeden Augenblick kann der Sturm losbrechen. Diese Sturmszene schrieb ich auf. Mir war klar, je trivialer die Umstände, um so wirksamer der tragische Abschluß! Also folgende Szene: ER am Schreibtisch über einem Buche brütend, SIE (verweint) an einer Handarbeit stichelnd.
 ER (aufsehend): Welch schöne grüne Farbe!
 SIE (den Faden ins Licht haltend): Rot, lieber Mann!
 ER (leise grollend): Rot? Grün, sag ich!
 SIE (unsicher): Nein doch, lieber Mann! Rot!

ER (heftig): Grün!

SIE (demütig): Rot — —!

ER (springt auf, brüllend): Grün!

SIE (weinerlich): Rot — — — — — — — — — —!

ER (sie würgend): Grün! grün! grün!

SIE (im Sterben): Rot, lieber — — — — — — — — — —.“

Fritz blickte mich erwartungsvoll an. „Fabelhaft!“ bestätigte ich ihm.

„Nicht wahr? ist doch glänzend!“ rief er. „Ich war ganz erregt, weil mir die Szene so rasch und sicher gelang, und stürzte noch gestern Abend zu Fräulein Zwecker.“

„Zwecker? Entzückend — — — — — — — — — —, das Reformmädchen?“

„Reformmädchen? Ich bitte Dich, unterlaß diese billigen Witze! Du bist doch zu unmodern!“

„Wenn Ihr mich doch bessern könntet!“ lächelte ich. „Aber kümmere Dich nicht um mich rückständigen Menschen. Du gingst also zu Fräulein — — — — — — — — — —.“

„Ja, gleich gestern Abend. Zuerst wollte sie mich garnicht vorlesen lassen. Es würde wohl nicht viel sein, meinte sie, ich sei zu erregt. Schließlich hörte sie mir doch zu. Als ich zu Ende gelesen hatte, sah sie mich spöttisch an. Das ärgerte mich schon. Und dann sagte sie: Wie können Sie eine derartig primitive Frau darstellen wollen? Die hat ja keine Ahnung von Psychoanalyse! Hören Sie zu, folgendermaßen würde sich die Szene in Wirklichkeit abspielen:

ER: Welch schöne grüne Farbe!

SIE: Ich glaubte, sie sei rot!

ER: Rot? Grün, sage ich!

SIE: Da sieht man, wie man sich irren kann! Sie ist tatsächlich blau!

ER (erstaunt, dann bewundernd): Deine Klugheit hat mich besiegt!

Ich konnte nicht länger an mich halten. „Fritz!“ schrie ich vor Lachen, „Mensch, Fritz! Das ist ja ein Prachtexemplar!“

„Ich möchte wissen, was da zu lachen ist?“ verwahrte sich Fritz, erbittert. „Ich habe mich so geärgert, daß ich brüsk weggegangen bin.“

Ich klopfte ihm auf die Schulter. „Das hast Du gut gemacht, Fritz!“

Er stützte seufzend den Kopf in die Hand und starrte in die Luft.

„Mir ist nicht ganz wohl dabei“, meinte er nachdenklich.

„Aber Fritz! Du willst Dich doch nicht länger von diesem überklugen, hypermodernen Fräulein mit dem Stich ins Kunstgewerbliche am hysterisch gezückten Gängelband führen lassen?“

Fritz zog eine krause Stirn und schüttelte den Kopf.

„Es hat keinen Zweck, mit Dir darüber zu disputieren. Du bist zu unmodern. Ich habe überhaupt noch niemand gefunden, der mich so gut versteht wie Fräulein Zwecker.“

Er stülpte seinen großen schwarzen Hut auf, machte eine gemessene stumme Verbeugung und ging würdevoll hinaus.

Armer Junge! dachte ich. Du warst glücklicher, als Du noch nach Pferdemist rochst. Auf welche Stufe wird sie Dich noch heben?

Seit damals hasse ich die Fräulein, denen man die „geistige Arbeiterin“ sofort ansieht: faltiges Reformkleid mit lose geschlungener Kordel, Schneckenfrisur, und dann diesen Stich ins Kunstgewerbliche.

E. W. Chemnitz / Unser Los.

Wir sind Gewitterzeichen,
Sind Blitze, eingeschnürt in harter Wolke,
Wir kündet Licht dem nachgewohnten Volke,
Uns sollen dumpfe Wut und Blindheit weichen.
Versteckt, mit sanftem Walten,
Löst dunkler Wind die haßgespannten Seile,
Und jäh! von grellgezücktem Blitzesbeile
Wird Nachtgewölbe, angstdurchgellert, gespalten.
Auf den verkrampften Händen
Zerschlagen dumpf die großen Regentropfen
Mit jenem Ton, den heiße Herzen klopfen,
Und müssen Kühle doch und Frieden spenden.



AUS DEN BÜCHERN.

Aus der meerumschlungenen Heimat. Eine Liebesgabe für deutsche Kriegsgefangene. Gestiftet von Stadtrat Carl Sager, Neumünster.

Der zweite Band der von der deutschen Kriegsgefangenenfürsorge in Bern herausgegebenen Heimatbücher ist als Weihnachtsgabe an die Schleswig-Holsteiner Kriegsgefangenen gedacht. Ein starkes Buch von 332 Seiten ist er geworden. Hinrich Ewald Hoff, Theodor Möller und Fritz Wischer, diese drei Kieler, haben den Band zusammengestellt. Also ist das Buch gut. Jeder Schleswig-Holsteiner kennt diese Namen und weiß, was sie zu bieten haben. Möller hat den I. Teil bearbeitet: Von Land und Leuten; Hoff den II. Teil: Aus der Heimatgeschichte; und Wischer den III. Teil: Aus heimatlicher Dichtung.

Der Wert eines Heimatbuches bemißt sich nach der Innigkeit des Verhältnisses, das sich zwischen ihm und dem Leser anbahnt. Das Heimatbuch will den fernen Landeskindern ein Besucher sein. Der in der Ferne Weilende muß auf den ersten Blick in ihm einen Vertrauten erkennen. Es muß also Vieles bringen, um allen etwas zu bringen. Die Herausgeber haben das berücksichtigt. Mehr als hundert Darbietungen in Vers und Prosa von mehreren Dutzend Autoren marschieren auf dem Plan und rufen ihren gefangenen Landsleuten ihr herzliches „Guten Tag ok!“ zu. Von Lauenburg bis zur Königsau hinauf reicht der Text. Der Bergedorfer liest mit wehmütigem Lächeln den Reim:

„Bi Bardörp an den hogen Sand
da liggt dat seute Erbeerland.“

Ja, Kamerad, Kopf hoch, es kommt auch für dich die Zeit wieder, in der du deine Vierlander Erdbeeren pflücken wirst. Und du, mein Freund von der Ostseeküste, genieße wenigstens im Geiste Kieler Sprotten und Eckernförder Raucherlinge. Mir, der ich zum vierten Male Weihnachten in der Verbannung feiere, ergeht es mit diesem Buche wie Timm Krögers Krischan, dem Bauernsohn aus der Lüneburger Heide, der drei Jahre lang bei Hans Lerch in Holstein als Knecht gedient. Als der vor seinem Heimatdort ankommt, blähen sich seine Nasenflügel: „Wie ist mir? Rükt dat hier nich nah Bohn'n un Speck?“ So weht Heimatduft durch das Buch, wie die des eifrigen „Heimat“-Mitarbeiters Christiansen vom „Kratz“, uns mit einem Male ganz anders als früher, so ganz voller Leben, vorkommen, daß wir uns als Kinder wiederfinden, die unter Aufopferung von Haut und Hosen mit Todesverachtung den Kratz durchforschten.

„Geschichte“ ist nicht jedermanns Sache. Wird sie aber in nicht zu großen Einzelhappen dargeboten, läßt man sie sich gern gefallen. Und so zwischen Nachtessen und „Licht aus!“ ein Buch zur Hand zu haben und heute vom „Stillen Land“ und morgen Adolf Bartels „Jahrmart“ und dann mal von Uwe Jens Lornsen zu lesen, oder Willatzens: Es war auf Jütlands Auen; und hinterher aus dem III. Teil ein Gedicht von Groth oder Storm, eine Skizze von Timm Kröger oder

Lau, — was gibt es, das schöner und friedhafter wäre!? die Heimat legt ihre linde Hand dem Müden auf die Stirn: Schlafe! Erinnerung gibt milde Träume, und Hoffnung weckt neue Lebenskraft. Und die hat der in harter Fronarbeit schaffende Kriegsgefangene heute nötiger als je. Sieht er die Heimat, dann wird der Wille, sie auch wieder zu betreten, ihn allen beißenden Hohn, alle feindliche Grausamkeit und Herzlosigkeit ertragen lassen. Er weiß, daß in dem Lande, das ihn geboren, keine Barbaren leben. — Ein Heimatbuch für deutsche Kriegsgefangene tut heute schwere, herrliche Aufgaben. Und dies Buch der „meerumschlungenen Heimat“ ist ein gutes Heimatbuch geworden. Einzig zu bedauern ist, daß es keine Bilder der Heimat bringt. Wußte man nicht, wie leicht das Herz des Gefangenen Feuer fängt, wenn er aus seinem Stumpfsinn aufgeschreckt wird durch ein Bild aus seiner Heimat? Theodor Möller, ich wäre Dir im Namen all meiner gefangenen Landsleute von Herzen dankbar gewesen, wenn Du das Bild deiner Mutter am Herd oder deiner Frau (steht sie nicht unter der „Grottdör?“), oder eins deiner klaren Landschaftsbilder, die sich mir aus deinem „Gesicht der Heimat“ für immer eingepägt haben, diesem Werke beigelegt. Der fromme Verlag, der Schleswig-Holstein mit Gesangbüchern überschwemmt, hätte sich Gotteslohn verdienen können. — Sollte noch ein weiterer Band der Heimatbücher nötig werden, etwa ein „Niedersachsenbuch“, so wäre zu wünschen, daß er mit Schmuck u. Bildbeigaben ebenso reichlich ausgestattet würde wie das wunderschöne „Rheinische Buch“.

Jürnjakob Swehn der Amerikafahrer. Von Johannes Gillhoff. Buchverlag der Tögl. Rundschau.

Wenn die Goldmaria bei Frau Holle „alle Tage Gesottenes und Gebratenes“ kriegt, so denkt man als Erwachsener unwillkürlich: „Wie wird sie sich bei ihrer Rückkehr auf die Erde gefreut haben, einmal wieder Erbsen und Speck essen zu dürfen!“ Solch ähnliche Reaktionsgedanken hatte ich neulich, als ich nach so vielen Feiertagsgerichten wie Wassermann, Th. Mann und anderen Modernen das Buch des mecklenburgischen Amerikafahrers Jürnjakob Swehn genoß.

Jürnjakob Swehn, der 1868 als 19-jähriger nach Amerika ausgewandert ist, hat diese Briefe, die der Rundschauverlag zuerst erscheinen ließ, an seinen alten mecklenburgischen Lehrer geschrieben. Ein ganz prächtiger und kerndeutscher Charakter spricht aus den Blättern zu uns. Mit nichts beginnt er als Knecht auf einer Farm. Schon in kurzer Zeit haben er und sein „Wieschen“ so viel erspart, um auf eigenem kleinen Besitz ihr Heim zu gründen. Erst entsteht ein luftiges Blockhauschen im Urwald, dann Lichtung um Lichtung, Feld um Feld in ehrlicher heißer Arbeit. Jürnjakob, der Sohn der Tagelöhnerkathe, mit den hellen Augen, dem klaren, rechtlichen Sinn, hat hier die Bewegungsfreiheit gefunden, sich, gleich den deutschen Nachbarn, in Jahren des Fleißes Ansehen und Reichtum auf eigener großer Scholle im fremden Land zu schaffen.

Dabei ist garnichts Abenteuerliches, keine Irrfahrt, kein zufälliges Kreuz und Quer. Er findet einfach in dem jungen Boden, in der Freiheit drüben, die ihm naturnotwendigen Gegebenheiten zum Vorwärtskommen. Ohne alle Gefühlsduselei, die falsch wäre in dem harten „Land Amerika“, bewahrt er sich sein innig deutsches Gemüt, eine tiefe Frömmigkeit, die ehrfurchtgebietend ist in ihrem schlichten Ernst und ihrer unerschöpflichen Kraft. Die urwüchsig bodenständige, besinnliche Art des Ausdrucks gemahnt an Luther in Humor und Ernst.

Ich greife zwei Proben heraus: „Jeder Deutsche muß was zu schelten haben, sonst fühlt er sich nicht gemütlich in seinem Fell. Sein inwendiger Mensch ist nun einmal so getrachtet.

Und warum ich ausgewandert bin, das will ich Dir auch sagen. Ich wollte frei werden und einen Grund und Boden unter den Füßen haben. Nicht bloß ein paar hundert Ruten Pachtland, sondern was zu vererben für die Kinder. Denn es ist dem Menschen eingeboren, daß er eigen Hüsung haben will, und das ist was Gutes, was dem Menschen da eingeboren ist.“

Oder aus dem prächtigen Abschnitt, in dem er von der Pfarrgründung der deutschen Gemeinde erzählt in unbewußt humorvoller Rückschau: „Lieber Freund, ich kann Dir mitteilen, er posaunt mit großer Kraft und herrlichen Wörtern von der Kanzel. Seine Wörter sind wie ein richtiges Donner-

wetter und haben keine Handschuhe an. Damit fährt er uns über die Ohren und Herzen, daß sich eine Erfurcht auf unsere Seelen setzt. Das ist, als wenn Gottes Gericht mit Blitz und Donner kommt. Damit predigt er uns so zusammen, daß wir vor lauter Angst der Seelen seufzen und schwitzen, und er schwitzt auch, denn er läßt sich das sauer werden mit uns.“

Die beiden Stichproben sprechen mehr als jeder Kommentar von Wert und Art des Buches und lassen ahnen, wie reizvoll es ist, Jürnjakob Swehn über all die Menschen seiner Umgebung über seine Kolonie, die Heimatlosen drüben, und überhaupt über „Land Amerika“ plaudern zu hören. Mit leiser Trauer scheiden wir zuletzt von ihm, den wir drüben voller Heimatssehnsucht nach seinem alten Dorf wissen, voller Glauben auch an unsere deutsche Kraft und den Sieg der Gerechtigkeit in unserer Sache.

Wie werden er und sein Wieschen unser gedenken! Doch werden auch seine Kinder, die „im Hemd deutsch, auswendig englisch waren“, uns treugeblieben sein, oder ist der kernig treue Menschenschlag, der rückwandern wollte zur alten Heimat in seiner besten Kraft, nun aufgesogen vom neuen Vaterland, da doch die alte liebe Erde, „die sie immer an den Stiefeln tragen“, den Raum nicht zu halten vermochte, der im Osten erkämpft ward für die Heimwärtssehrenden?

AUS DEN ZEITUNGEN.

Neue Zürcher Zeitung Nr. 1690 (vom 19. Dezember 1918).

Von den deutschen Bibliotheken.

Der Weltkrieg hat an die deutschen Bibliotheken große Anforderungen gestellt und zum Teil sogar neue Aufgaben von ihnen verlangt. Dabei waren die Schwierigkeiten, in die sie vor allem durch den Ausfall zahlreicher Arbeitskräfte sich versetzt sahen, sehr beträchtlich. Um so größere Anerkennung verdient, daß sie dieser Schwierigkeiten Herr geworden sind. In welchem Maße dies der Fall ist, geht aus einem Aufsatz über das deutsche Bibliothekswesen im Weltkriege hervor, den Dr. Richard Fick in dem „Grenzboten“ veröffentlicht.

Die deutschen Bibliotheken befanden sich bei Ausbruch des Weltkrieges in einer Periode außerordentlicher und ständig steigender Regsamkeit und Wirksamkeit. Auf den ersten Blick schien es, als ob der Krieg ihre Tätigkeit ganz zum Stillstande bringen sollte; aber wo Unterbrechungen eintraten, blieben sie auf kurze Zeit beschränkt; die Lesesäle öffneten sich bald wieder, und schon gegen Ende September 1914 wurde an der Kgl. Bibliothek zu Berlin die Öffnungszeit wieder bis zum Abend ausgedehnt. Ebenso trat nicht allein der örtliche Ausleihbetrieb, sondern auch die Versendung von Büchern nach außerhalb wieder in Wirksamkeit, die als ein besonderer Vorzug der Organisation des deutschen Bibliothekswesens zu rühmen ist. Im ganzen haben sich die Benutzungsziffern der deutschen Bibliotheken im Verlaufe des Krieges mehr und mehr denen der Friedenszeit genähert, wogegen natürlich der auswärtige Leihbetrieb erhebliche Rückgänge aufweist. Im Betriebsjahre 1917/18 hat die Bibliothek Berlin im Leihverkehr von Bibliothek zu Bibliothek 15,547, an sonstige auswärtige Entleiher 12,770 Bände versandt. Vergleichsweise mag erwähnt werden, daß der auswärtige Leihverkehr dieser Anstalt im Jahre 1913/14 sich auf 62,057 Bände belaufen hat. Die Hof- und Staatsbibliothek in München hatte 1913 einen auswärtigen Leihverkehr von 18,187 Bänden; 1917 betrug er nur noch 14,558 Bände. Doch ist aus diesen Zahlen zu ersehen, daß die großen deutschen Büchereien während des Weltkrieges auch im auswärtigen Leihverkehr ausgezeichnetes geleistet haben.

Wurde so der Betrieb im allgemeinen aufrechterhalten, so wurde auch den neu sich einstellenden Aufgaben volle Beachtung zugewandt. Dazu gehörte in erster Linie die Sammlung der auf den Krieg bezüglichen Literatur. Es sind vor allem die Berliner und die Münchner Bibliothek sowie die Deutsche Bücherei in Leipzig, die sich an diesem Werke in erster Linie beteiligt haben. Diese drei Bibliotheken streben möglichste Vollständigkeit an; außerdem sind als wirklich umfassende große Kriegssammlungen noch zu nennen die Bibliothek des Großen Generalstabes zu Berlin, die Stadtbibliothek

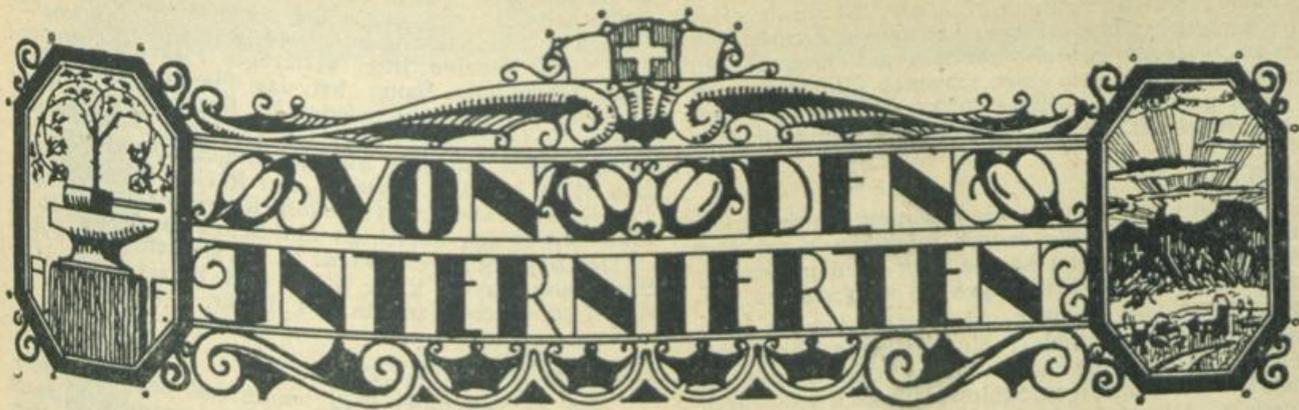
in Hamburg und das Kriegsarchiv in Jena. Noch zahlreiche andere Büchereien haben örtliche oder sonstige begrenzte Sammlungen von Kriegsliteratur angelegt. Nichts aber spricht berechter für die Tüchtigkeit und Lebenskraft der deutschen Bibliotheken als die Tatsache, daß während des Krieges selbst bedeutende Bibliotheksneubauten und Neueinrichtungen auf dem Bibliotheksgebiete entstanden sind. Unter den Neubauten ist zunächst die Technische Hochschulbibliothek in München zu nennen, die Anfang 1916 bezogen werden konnte. Die großartigste Leistung bildet die Vollandung der Deutschen Bücherei in Leipzig, die im September 1916 eingeweiht worden ist. Unter den Neueinrichtungen, die während des Krieges zur Förderung des deutschen Bibliothekswesens getroffen worden sind, verdient die Errichtung einer „Zentrale für Volksbücherei“ besondere Hervorhebung. Von dieser durch den Vorkämpfer des deutschen volkstümlichen Bibliothekswesens Paul Ladewig geleiteten Stelle dürfen sich die deutschen Volksbibliotheken durch Veröffentlichungen, Vorträge und Lehrgänge reiche Anregung versprechen.

Als eine neue und wichtige Aufgabe trat an die deutschen Bibliotheken infolge der Erfahrungen und Ergebnisse des Weltkrieges die erhöhte Pflege der Auslandsliteratur und der Auslandsstudien heran. Auf diesem Gebiete sind wertvolle Anfänge gemacht worden, so in Preußen, in Bayern, in Hamburg.

Neue Zürcher Zeitung Nr. 1725 (vom 25. Dezember 1918.)

Rat für künstlerische Angelegenheiten in Frankfurt a. M.

Es wird uns geschrieben: Die der Neugestaltung des deutschen Wirtschaftslebens entsprechende Neuordnung des öffentlichen Kunstlebens hat bereits in mehreren deutschen Großstädten zum Zusammenschluß der künstlerisch interessierten Kreise geführt. München und Berlin haben besondere Künstlerräte gebildet, deren Aufgabe darin besteht, eine Vertretung der Künstlerschaft gegenüber der Öffentlichkeit und der Regierung zu bilden. In Frankfurt hatte sich bereits Mitte November 1918, unabhängig von diesen Bestrebungen, eine Vereinigung von Künstlern, Kunstfreunden und Schriftstellern angebahnt, die sich unter dem leitenden Gesichtspunkt der Sozialisierung der Kunst als „Rat für künstlerische Angelegenheiten“ konstituiert hat. Der Rat, der unter der Leitung der Obmänner Richard Baum und Paul Bekker steht, setzt sich zusammen aus vier Ausschüssen: I. für Theater und Literatur, II. für Musik- und Konzertwesen, III. für bildende Kunst, IV. für künstlerische Erziehung. Die Ausschüsse arbeiten selbständig, sie sind bestrebt, alle an dem besonderen Kunstgebiet interessierten Einzelpersonen, Vereine und Verbände zur Mitarbeit heranzuziehen. Die Ausschuss-Beschlüsse unterliegen der Genehmigung der Obmänner-Konferenz, über die der Vollversammlung monatlich Bericht erstattet wird.



nicht nur schlägt, um zu strafen, sondern um durch dieses uns unerträglich dünkende Leiden das Gute in uns immer klarer herauszuarbeiten.

Am 21. November 1918 ist dem Leutnant der Res. Harnischfeger vom R. I. R. 87/11 ist das „E. K. 2“ übergeben worden.

Am 29. November 1918 hat der Füsilier Weihert Fritz, vom Franz Garde-Grenadier-Reg. 2/9 das „E. K. 2“ erhalten.

Am 6. Dezember 1918 ist dem Pfarrer Saurer-Basel durch den Herrn Hauptmann von Rieben die „Helvetia-Benigna-Medaille“ überreicht worden.

BERGÜN.

Anlässlich der Abschiedsfeier der Kameraden, die, als aus englischer Gefangenschaft interniert, nach Deutschland zurückkehren, erfreute sie der Gemeindevorstand unseres Internierungsortes mit einem warmherzigen Schreiben, aus dem der Schluß wiedergegeben sein mag:

„Ich benutze diesen Anlaß, um Ihnen Allen namens unseres Vorstandes und unserer Gemeinde den tiefsten Dank auszusprechen für die stramme Disziplin und gute Ordnung, sowie für die stets anständige, freundliche und tadellose Aufführung, welche Sie unserer Bevölkerung gegen über bekundet haben. Ganz besonders möchte ich hier hervorheben, daß in allen diesen traurigen Kriegsjahren, wo uns die Ehre zu teil wurde, rekonvaleszente Wehrmänner zu beherbergen, diese nie Anlaß zu Klagen gegeben haben. Der Gemeinde und ganz besonders unseren Bauern wurde durch die fleißigen und arbeitswilligen Internierten namentlich bei der Bebauung des Landes viel geholfen, und werden diese die nun ausbleibende Hilfe und Arbeitskraft sehr missen.

Wünsche Ihnen eine fröhliche Heimreise und glückliche Ankunft in Ihrer neuen Heimat, woselbst Sie nun mithelfen werden an dem Aufbau unserer Schwesterrepublik „Deutschland!“

DAVOS.

Herr Willy Kössel bittet uns um Berichtigung der Notiz im Heft Nr. 97/98, wo in einer Mitteilung über die hundertste Sitzung der Kriegsgefangenenfürsorge Davos seinem Namen der Titel „Kammersänger“ beigefügt worden war. Herr Kössel legt Wert darauf, festzustellen, daß dieser Titel, der ihm nicht zustehe, ihm ohne sein Wissen oder Zutun beigefügt worden ist. Demnach liegt also ein Irrtum des Einsenders jenes Artikels vor, worauf hiermit hingewiesen wird.

Am 10. Dezember starb im hiesigen Militärsanatorium Mühlehof die Johanniter-Schwester Erna von Schmiedeseck. Seit dem ersten Tage, an welchem kranke deutsche Kriegsteilnehmer, aus französischer Gefangenschaft kommend, Aufnahme in der Heilung und Hilfe spendenden Schweiz fanden, hat Schwester Erna fast drei Jahre hindurch ununterbrochen bis wenige Tage vor ihrem Tode sich ganz für das Wohl ihrer feldgrauen Landsleute eingesetzt. Hunderte gesund Heimgekehrter und noch Heimkehrender verdanken nicht zu einem kleinen Teil ihrer

BASEL.

Am Sonntag, den 24. Nov., abends 8 Uhr, unserem Totenfest, fand in der Martinskirche zu Basel ein Gottesdienst für Internierte aller Konfessionen statt. Pfarrer Weißmann hatte freundlicher Weise die Predigt übernommen.

Die schon lange vor der Zeit dicht besetzte Kirche erbrachte den Beweis, welchem Bedürfnis damit nicht nur bei den Internierten, sondern auch im Kreise der deutschen Kolonie mit dieser Andacht entsprochen wurde. Offiziere und Handwerker, Jugend und Alter, Männer und Frauen, graue und blaue Uniformen füllten die Bänke und der hohe Kirchenraum weckte in der abendlichen Stille und Beleuchtung die rechte Stimmung zu nachdenklicher Einkehr. Wenn der menschliche Verstand zur Erklärung der ungeheuren Vorgänge, die wir durchleben, nicht ausreicht, so ist es ja nur natürlich, daß sich die Gedanken mit nachdrücklicher Innigkeit nach oben wenden, um dort Aufschluß zu erhalten, und dann den Weg und das Ziel zu finden, dem wir zustreben müssen.

Es waren harte Worte, die der Redner der Gemeinde sagte, Worte, wie die alten Propheten sie dem irgehenden Judenvolke zugerufen haben mögen und die die Hörer im Innersten erschütterten. Wie Marksteine und Wegweiser wirkten darin unsere gewaltigen Kirchenlieder „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir“ und „Befiehl du deine Wege“. Konnten die Worte die von der Kanzel zu uns hernieder klangen uns Trost geben? Jedenfalls bedeuteten sie für Alle eine Stunde der Einkehr, und zwangen uns, der Frage in die Augen zu sehen, wo ein jeder in der nun vergangenen Epoche höchster Blüte aber auch äußerster Weltlichkeit gefehlt habe. Ehrlichkeit gegen uns selbst ist aber schon der Anfang zur Besserung, und wir halten an der Hoffnung fest, daß die Macht, die über der Welt steht,

treuen Pflege und Fürsorge ihre Wiederherstellung. Unbeugsam in ihrer ostpreußischen Energie, hat sie stets das eigene, infolge der übermäßigen Leistung fortschreitende Leiden zu besiegen gewußt, um treu auf ihrem Posten auszuharren; den Folgen einer schweren Grippe war sie nicht mehr gewachsen. — Ehre solcher Gesinnung, Handlung und Ausdauer! (Davoser Zeitung Nr. 290)

ERMATINGEN.

Schon sehr lange haben wir Ermatinger nichts mehr von uns hören lassen aber endlich müssen wir uns doch mal wieder melden, sonst könnte man zu dem Glauben kommen, unser trautes Ermatingen sei ausgestorben.

In den Monaten Oktober — November hat der Internierungsort Ermatingen viele Veränderungen erfahren. Am 11. Oktober wurde die Landwirtschaftliche Schule der Internierten von Ermatingen, Schloß Hard nach Schinznach-Bad verlegt. Die Mehrzahl der Schüler ist nur schweren Herzens von dem ihnen lieb gewordenen Ermatingen geschieden.

Am 7. Oktober verheiratete sich der Ers.-Res. Ritzer, Max, vom bayr. R. I. R. 16/1 mit Frä. Philomene Herzog aus Ermatingen; möge das junge Paar glücklich und zufrieden seine Jahre verbringen.

Verschiedene Internierte konnten in den Monaten Oktober — November die Heimreise nach Deutschland antreten. Es führen am 12. Oktober der Gefr. Dillforth Hugo, am 18. der Unteroffz. Battenfeld Karl, der Oberjäger Wetter Karl und die Soldaten Baret, Konrad, Wibbeke Franz, Seeger Friedr. und Wagner Engelbert, am 28. Herr Ltn. d. R. Mertens Fritz, im November sind gefahren am 1. Herr Ltn. d. R. Tismer Johannes, am 21. der Oberjäger Antoine Heinrich, der Unteroffz. Deppe Adolf, der Gefreite Ransmann Johann und die Soldaten Büsch Theodor und Ehrke Wilhelm. Sie alle waren froh, nach jahrelanger Trennung von ihren Lieben in die Heimat zurückkehren zu können.

Auch die im nahen Wolfsberg untergebrachten Ferienkinder haben uns verlassen; es war ein trauliches Beisammensein. Wer das fröhliche Leben der jungen Schar mit den Schülern der Landwirtschafts- und Forstschule gesehen hat, kann die Tränen der Kleinen bei ihrer Heimreise begreifen.

Am 16. November wurde unserem internierten Unteroffizier Klaes Theodor von seiner bei ihm wohnenden Ehefrau ein kräftiges Mädchen geboren.

An Auszeichnungen konnten durch den Aufsichtsoffizier Herrn Ltn. d. R. Roth ausgehändigt werden an den Soldaten Bichelmeyer Xaver vom bayr. R. I. R. 1/3 die bayrische Tapferkeitsmedaille 3. Klasse mit Schwertern.

Leider haben die Internierten nicht nur fröhliche Stunden verlebt, sondern auch sehr traurige. Am 22. November wurde ihnen der Kamerad Reservist Härle Anton vom I. R. 127/2 durch den unerbittlichen Tod nach nur sehr kurzer Krankheit entrissen. Alle Internierten verlieren in ihm einen guten Kameraden und seine Lehren an der Forstschule der Internierten einen aufmerksamen, fleißigen Schüler. Kurz vor seinem Tode konnte ihm noch die Mitteilung gemacht werden, daß ihm das eiserne Kreuz II. Klasse verliehen wurde. Ehre seinem Andenken!

ENGELBERG.

Der Monat November brachte viel Trauer über Engelberg. Es starben von den Internierten an der Grippe Ltn. d. R. Brühl, I. R. 30 aus Wallerfangen am 1. 11. und Soldat Willy Zapf R. I. R. 242 aus Dresden am 20. 11., welche unter großer Beteiligung, auch der Engelberger Bevölkerung, auf dem Friedhöfe neben den bereits dort ruhenden beiden deutschen Soldaten ihre letzte Ruhestätte fanden. Aber die Grippe hat von den zum Militärdienst einberufenen Engelbergern auch leider eine Anzahl hinweggerafft, und wiederholt standen die deutschen Internierten trauernd an der Gruft eines Schweizer Soldaten, mit denen mancher von uns im Sommer noch manch freundliche Worte gewechselt hatte. — Am 18. 11. ist der bisherige Platzkommandant Herr Oberstleutnant Schöllhorn von seinem Posten zurück-

getreten. Bei seinem Scheiden wurde ihm von den deutschen Offizieren des hiesigen Platzes als Erinnerungsgabe der „Sommekämpfer“, und von den Mannschaften eine vom Soldaten Irion verfertigte Plakette überreicht. Herr Hauptmann Bauer hat das Platzkommando übernommen, welches nun wieder der Region Zentralschweiz Luzern untersteht. Der D. i. R. O. Herr Oberstleutnant Backe konnte folgende Auszeichnungen überreichen: Das E. K. II. an Ltn. d. L. I. Degen, L. I. R. 118, Ltn. d. L. Kühne, Füs.-R. 39, Feldw.-Ltn. Habekuß, R.-I.-R. 106. — Den bayr. Mil.-Verd.-Orden IV. Kl. an Ltn. Berninger, bayr. I.-R. 19. — Das bayr. Mil.-Verd.-Kreuz III. Kl. an Gefr. Beck, Soldat Strohmaier, bayr. I. R. 25, Soldat Kalt, bayr. I.-R. 4. — Das Allg. Ehrenzeichen an Ltn. d. L. I. Bär, R. I. R. 87.

BAD SCHINZNACH.

Am 17. Dezember 1918 wurde auf dem Gemeindefriedhof in Brugg der an der Grippe verstorbene Leutnant der Reserve des Feld - Artillerie - Regiments Nr. 5, Herr Hermann Kleine, der von Bad Schinznach, wo er als Lehrer an der landwirtschaftlichen Schule für deutsche Internierte tätig gewesen war, schwerkrank in das Bezirksspital in Brugg gebracht worden und dort entschlafen war, zur letzten Ruhe gebettet.

Unter dem Geläute der Glocken der Brugger protestantischen Kirche wurde der Trauerzug, in dem der stellvertretende schweizerische Platzkommandant, Herr Hauptmann Widmer, der diensttuende internierte Regions-Offizier von Basel, Herr Hauptmann v. Rieben, ferner alle in Bad Schinznach internierten deutschen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, soweit ihr Gesundheitszustand es gestattete, wie auch aus anderen Internierungsorten herübergekommene Freunde des Verstorbenen, diesem die letzte Ehre erwiesen, zum Friedhofe geleitet.

Am Grabe sprach der Geistliche der Brugger protestantischen Gemeinde, Herr Pfarrer Jahn, Feldprediger der schweizerischen Armee, warme Worte über das traurige Geschick des Entschlafenen, dessen hoffnungsvolles Leben in der Schweizer Erde, die ihm dem Leben zurückgab, nun erloschen ruht. Er gedachte in seiner Predigt besonders der treuen Kameradschaft, die der Verewigte stets in Wort und Tat bewiesen, seines Strebens, mitzuarbeiten an der beruflichen Weiterbildung internierter Kameraden, denen er ihn als ein Vorbild für ihr Leben hinstellte. „Das Beste, was man von einem Menschen sagen kann, ist: Er war ein Charakter. Der Entschlafene hier war ein Charakter.“

Zahlreiche Kränze, von den Freunden des Verstorbenen, von den in Schinznach internierten Unteroffizieren und Mannschaften, von der dortigen landwirtschaftlichen Schule schmückten die Stätte, an der ein treuer Kamerad die ewige Ruhe gefunden hat. Im Namen der deutschen Gesandtschaft legte Herr Hauptmann v. Rieben einen Kranz mit einer schwarz-weiß-roten Schleife nieder.

Mit einem stillen Gebet schloß die würdige Feier.

WEGGIS.

Wieder einmal muß eine Trauernachricht aus Weggis gemeldet werden. Der an Grippe erkrankte Leiter der hiesigen Internierten-Werkstätte Leutnant d. R. Schmidt F.-A.-R. 99 mußte mit schwerer Lungenentzündung am 29. 11. 18 ins Kantonspital Luzern überführt werden, wo er am 1. 12. 18 seinem Leiden erlag.

Er wurde auf dem dortigen Friedhof im Beisein vieler Kameraden beerdigt. Ein Zug von dem Luzerner Inf.-Bataillon schoß die Ehrensäulen.

Leutnant Schmidt, der von allen seinen Kameraden überaus geschätzt war, konnte im Laufe des Sommers mit seiner Mutter und seinem Bruder nach 3 Jahre langer Gefangenschaft hier glückliche Stunden erleben. Pfarrer Schrenk aus Luzern hielt an seinem Grabe noch eine kurze würdevolle Ansprache, in der er das Leben und die letzten Augenblicke des Verstorbenen schilderte.

Wir alle, Offiziere und Mannschaften, verlieren in ihm einen überaus lieben und treuen Kameraden. Ehre seinem Andenken.



VERKAUFS-FILIALEN
IN ALLEN GRÖSSTEREN
SCHWEIZER STÄDTEN



Bereit gestellt für die Firma

Orientalische Tabak- und Cigaretten-Fabrik
Yenidze, Inh. Hugo Zieg
Dresden

Spezial-
marken: **Salem Aleikum, Salem Gold-Zigaretten.**

1001

S. KNOPF · LUZERN

NACHF.: B. SCHWARZ
WEGGISGASSE Nr. 40 / LIFT / TELEPHON Nr. 197

MODERNSTES **WARENHAUS** AM PLATZE!

BESTE BEZUGSQUELLE 901
IN SÄMTLICHEN BEDARFS-ARTIKELN!
INTERNIERTE ERHALTEN VORZUGSPREISE

PIANOS

LIEFERT VORTEILHAFT
AUCH GEGEN BEQUEME
RATEN UND IN MIETE

F. PAPPÉ-ENNEMOSER
BERN, KRAMGASSE 54

Deutsche Offiziersmützen ca. 30 St.

sind zu verkaufen, solange Vorrat
mit 10 Proz. Rabatt bis 1. Januar

Ebenfalls einige

Offiziers-Uniformen und Mäntel
sehr preiswert.

SCHWEIZER BEKLEIDUNGSINDUSTRIE
FELDGRAU — LUZERN

Weggisgasse Nr. 36 · Telephon Nr. 193

1026

CONFECTION EINHORN

Inhaber: L. GOLDSCHMIDT
LUZERN, WEGGISGASSE 32

Grösstes Spezialhaus für
DAMEN-BEKLEIDUNG

Eigene Fabrikation · Vorzugspreise.

838



Rinners
Wiener Café

Holländische Likör-Stube
Münchener Kindl-Keller



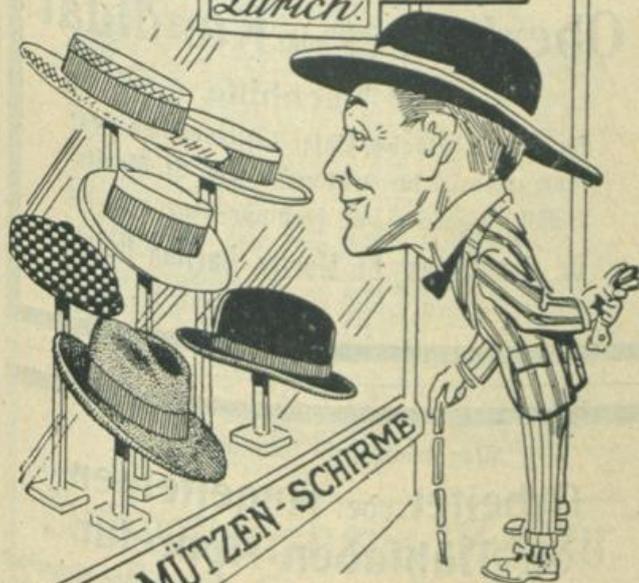
Täglich 4 Uhr Thee-Konzert
Abends Künstler-Konzert
6 Billards 6 1. St., Bachus-Stube 1. St.
Ungarische Kapelle Bérzi.

HOSCH & CO. BASEL

SPEDITION · VERZOLLUNGEN · CAMIONNAGE

SAMMELVERKEHRE NACH UND VON DEUTSCHLAND, HOLLAND, BELGIEN UND SKANDINAVIEN SOWIE SPEDITIONEN NACH SERBIEN, BULGARIEN, RUSSISCH-POLEN UND NACH DER TÜRKEI · TELEPHON 501 · FILIALE IN LÖRRACH (BADEN)

F. Böttcher
Limmatquai 24 u. 88.
Zürich.



HÜTE-MÜTZEN-SCHIRME

Internierte
erhalten
10% Rabatt

DIE DEUTSCHEN INTERNIERTEN
IN DER SCHWEIZ

welche ihr Schuhwerk schnell, gut und billig
besohlt haben wollen, senden dasselbe an die

MECHANISCHE SCHUHSOHLEREI
WERNER SELS

ZÜRICH, ZÄHRINGERSTRASSE 18

Garantie für tadellose und solide Ausführung.
Gutes Material. Sohlen und Fleck Fr. 8.50. Handarbeit etwas mehr. Der
Besitzer ist zur Zeit an der deutschen Front. Postsendungen innert Tages-
frist retour. — Es empfiehlt sich und bittet um geneigte Berücksichtigung
FRAU SELS / Internierte 10 Prozent Rabatt

Der
Naturwissenschaft
gehört die Zukunft!

726

WER LUZERN BESUCHT

oder sich in Luzern aufhält, ist und logiert am
besten im alkoholfreien Restaurant und Hotel

„WALHALLA“

Lucaterstraße, 2 Minuten vom Bahnhof

Schöne Hotelzimmer, gute Küche. Milch, Kaffee, Thee, Schokolade.
Spezialität: Kuchen und Gebäck. Höflichkeit ausnehmend E. Frühstück.



Rasierklinge „RENA“

Bester Gillette-Ersatz

Sehr beliebt. Auch für
stärkste Bärte vorzüglich.
Dtzd. nur 3 Fr. (100 Stück
21 Fr.) Hochfeine Rasier-
apparate Fr. 6.75 u. 10.75.

M. Scholz Stahlwaren-
Versand Basel 2 Filiale: Stetten-Lörrach
(Baden). Prospekt gratis.

Buchhandlung W. Schneider & Cie.

Telephon Nr. 204 ST. GALLEN St. Leonhardstr. 6

empfiehlt sich zur Lieferung von

Büchern und Zeitschriften jeder Wissenschaft

Aufträge nach auswärts werden prompt ausgeführt

696 Kataloge gratis. Postscheck-Konto IX/488

BLUMEN-ARRANGEMENTS

ALLER ARTEN FÜR FREUD UND LEID

BLÜHENDE UND BLATTPFLANZEN

PALMEN SOWIE TRAUERKRÄNZE

ALLES IN REICHSTER AUSWAHL BEI
PROMPTER, PREISWERTESTER BEDienung

BLUMENKRÄMER · ZÜRICH

TELEPHON 1479 — HOFLIEFERANT — BAHNHOFSTR. 38

Alle, die Belehrung in unterhaltender Form suchen, treten dem

KOSMOS bei. Für **M3.90**

im Halbjahr erhalten die Mitglieder im Jahr 12 reichillustrierte
Hefte Handweiser und 4 prächtige Buchbeilagen.

KOSMOS, Gesellschaft der Naturfreunde, STUTTGART 33.

SPEZIALHAUS FÜR SPIELWAREN

VIELE UND SCHÖNE SCHWEIZER SPIELSACHEN
SPIELE ZUR UNTERHALTUNG UND BESCHÄFTIGUNG
BESONDERE PUPPEN-ABTEILUNG



FRANZ CARL WEBER, ZÜRICH
BAHNHOFSTRASSE NR. 60

BAHNHOFSTRASSE NR. 62

Garbarysky Wäsche-
Fabrik
Zürich



Bahnhofstraße 69

Spezialgeschäft für feine Herren-
wäsche und Herrenmode-Artikel

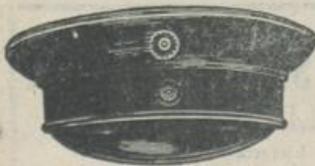
Internierten 5 Prozent Rabatt. Auswahlsendungen
auf Wunsch bei Referenzaufgabe bereitwilligst!

Oberlehrer oder Kandidat

zur Nachhilfe

für zwei Deutsche, Unter-Tertianer hum. oder
realgymnasial für 2 Monate nach St. Moritz.
Gefäll. Angebote mit Honorar - Anspruch an
Dr. Brockhues, St. Moritz, Carlton-Hotel.

1032



Militärmützen

hochstehend und Klappform
in feldgrau und blau
liefert prompt

W. Papsin, Zürich I, Strehlg. 7

Zürcher Mützenfabrik und Hutlager. 1018

Man wünscht mit fachkundigem

Arbeiter oder Angestellten der Nähfaden-Appretur

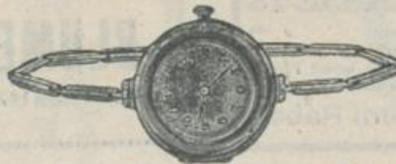
in Verbindung zu treten. Gefl. Offerten mit Angabe bisheriger
Tätigkeit unter Chiffre 3. M. 5787 befördert Rudolf Mosse,
Zürich.

1030

BRIEGER & CO., ZÜRICH I

TELEPHON: SELNAU 4013 / FRIEDENSGASSE 5 u. 7 / TELEGRAMME: BRIEGERCO
TRAUERANDENKEN IN GLAS UND CELLULOID
ANDENKEN UND REKLAMEARTIKEL

UHREN



UHREN

GEORG GOESER IN ZÜRICH

UHRMACHER · BAHNHOFSTR. 78

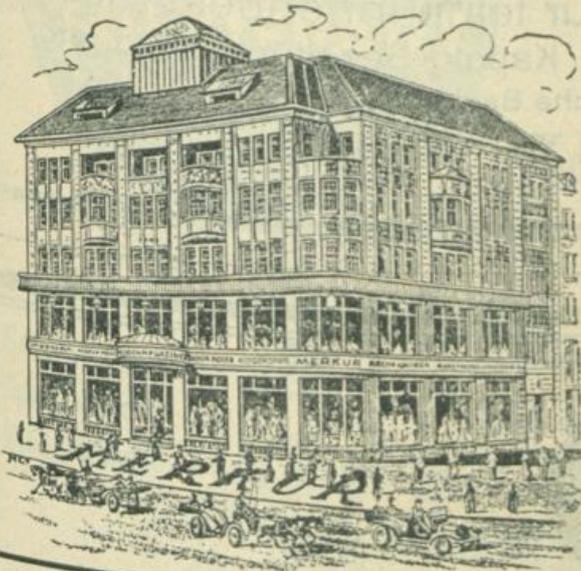
VERTRETER DER CHRONOMETERFABRIK VACHERON & CONSTANTIN IN GENÈVE
REPARATURWERKSTÄTTE FÜR EINFACHE UND KOMPLIZIERTE UHREN

1011

PHOTO-APPARATE
ICA, GOERZ, ERNEMANN
AGFA-FILMS, PLATTEN ETC.
ENTWICKELN, KOPIEREN

ECKER
KAPPELLPLATZ
839 **LUZERN**

OPTISCHE WERKSTÄTTE
BRILLEN, ZWICKER, MONOKEL
FELDSTECHER · OPERNGLÄSER
BAROMETER, THERMOMETER



Confectionshaus Merkur
Basel, Eisengasse 14
Größtes Spezialhaus f. elegante
Herren- und Damenbekleidung
Für die Deutschen Internierten größeren Extra-Rabatt

Werner & Pfeleiderer

Cannstatter
Misch- u. Knet-Maschinen
Dampf-Backofen-Fabrik
Cannstatt-Stuttgart



Komplette Einrichtungen für
Lebensmittel und Chemie
Patente in allen Ländern
167 Höchste Auszeichnungen.

1009

Julius Brann & Cie. ^{K.}/_{G.} Bern

Marktgasse 6

Marktgasse 6

Wir unterhalten
groses Lager in warmen
Winterwaren

Wir unterhalten
groses Lager in warmen
Winterwaren

in nur guten Qualitäten
zu vorteilhaften Preisen.

in nur guten Qualitäten
zu vorteilhaften Preisen.

Internierte
erhalten bedeutende
Preis-Ermäßigung!

Internierte
erhalten bedeutende
Preis-Ermäßigung!

20 eigene und angeschlossene Geschäfte in
der Schweiz · Zentralverwaltung in Zürich

WIR EMPFEHLEN UNSERE
REICHHALTIGEN SORTIMENTE IN

Herren-Oberhemden, weiß	Herren-Socken
Herren-Oberhemden, farbig	Herren-Handschuhe
Herren-Oberhemden, porös	Herren-Kragen
Herren-Trikothemden	Herren-Manschetten
Herren-Nachthemden	Herren-Krawatten
Herren-Unterhosen	Herren-Taschentücher
Herren-Unterjacken	Herren-Portemonnaies
Herren-Hosenträger	Herren-Taschenmesser

Auswahlendungen nach auswärts bereitwilligst und schnellstens.

1007

TEPPICHHAUS G. HOLLIGER & CO. A.-G. BERN

von Werdt-Passage / Neuengasse 39

empfiehlt sich für alle Artikel für feine Innendekoration
Spezial-Abteilungen für Wolle, Jute, Kapok, Segeltücher etc. etc.

Aufmerksame und rasche Bedienung!

IMPORT - EXPORT



MERCEDES- PERSONEN-KRAFTWAGEN

DAIMLER-
MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

568

Filiale für die Schweiz: Zürich, Börsenstr. 14

Telegramm-Adresse: MERCEDESAUTO • Telephon SELNAU 6510

*Spezialhaus für moderne Schuhwaren
F. Fürst & Cie., A.-G., Bern, Spitalgasse Nr. 9*

1004



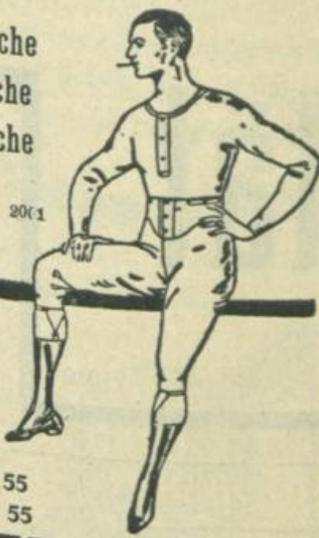
Erstes Spezialhaus der Schweiz
für feine Reiseartikel, Lederwaren
Ledergalanterie

Eigene Kofferfabrik
Reparaturen schnellstens

5 Prozent Skonto für deutsche Internierte

Telephon Selnau 5042 Reellste Bedienung

Herrenwäsche
Damenwäsche
Kinderwäsche



Herren-Kragen
Manschetten
Handschuhe
Cravatten und
Selbstbinder
Unterkleider
Pyjamas

Herren-Socken
Strümpfe
Hosenträger
Sockenhalter
Kragen- und
Manschettenknöpfe
Seidene Gürtel
Taschentücher

Telephon 8.60

Kramgasse 55
Grand' Rue 55

S. ZWYGART

Moderne Filzhüte

in großer Auswahl.

Hutgeschäft Zurbrugg
Ecke Spitalgasse No. 2, Bern.

Sür Internierte Ermäßigung.

1006

Herrengarderobe

in feiner Ausführung erhält man vorteilhaft bei 939

R. Boese, Schneidermeister, Bern

Maulbeerstr. 5, I. Tel. 60.10. Mitglied des Deutschen Kriegerbds.

GROSCH & GREIFF A.G

MARKTGASSE 10 **BERN** MARKTGASSE 10

MODERNES KAUFHAUS

Große Auswahl in allen Bedarfsartikeln
Gute Qualitäten zu billigsten Preisen

DIE INTERNIERTEN ERHALTEN RABATT

LYRA- ZIGARETTEN

Nur Qualität

1010



Elegante **Herren-Konfektion**
Auswahlsendungen nach auswärts

Herren-Maßschneiderei
ersten Ranges

Den Herren Internierten 10 Prozent Ermäßigung auf
meine aufgedruckten Preise

A. Steidle  **Bern,** Christoffel-
gasse Nr. 7

Hotel und Restaurant Splendid-Tonhalle · Montreux

Altbewährtes
Spezial-Haus
 für
Herren-Wäsche
 Unterkleider, Strumpfwaren
Eug. Benzinger
 Bern, Marktgasse 50
 Begründet 1833 — Telephon 588
 10 Prozent für Internierte
 Versand nach auswärts

**FEINE
 GOLD- &
 SILBER-
 WAREN**
Fr. Hofer
 Goldschmied
Bern
 29 Marktgasse

820

Offiziers-Bekleidungswerkstätte Luzern, Hoffstraße 11

gibt wegen bevorstehender Auflösung ab:

Feldgraue Mützen	Fr. 10.- u. Fr. 12.-
Lederne Feldbinden	Fr. 10.-
Verwund.-Abzeichen	Fr. 1.20
E. K.-Schnallen	Fr. -.50
E. K.-Band p. m	Fr. 4.-

Kaufhaus Louvre

Bahnhofplatz **Bern** Bahnhofplatz

Beste u. billigste Bezugsquelle
für sämtliche Bedarfs-Artikel.

Internierte erhalten 10 Prozent Ermäßigung

Frische Havana-Zigarren

direkter Import!

Großes Lager in: Sumatra, Brasil, Mexiko usw.
Spezialität: Hausmarke . . . 20, 25, 50, 60 Cts.

Zigaretten

Tabake

Dom. Slury, Bahnhofhalle-Bern

1012

ZIGERLI & CIE. BERN

SPITALGASSE 14

Bijouterie und Uhren · Berner Filigran

REISEARTIKEL

Koffern, Taschen, Suitcases, Lederwaren sowie

Bergsport-Artikel



K. v. Hoven, Bern

Kramgasse 45 Sattlermeister Telephon 41.51



Herren & Knaben Kleidung
BURGER-KEHL & Co

Basel * Bern * Genf * Lausanne * Luzern
Neuenburg * St. Gallen * Winterthur * Zürich
Verlangen Sie unseren Frühjahrskatalog